367-4050

Die Knechtsgestalt

der

evangelischen Kirche

oder

Noth und Hülfe.

Von

Heinrich Thiele, V. D. M.
evangel. Prediger bei der Königl. Preuß. Gesandtschaft in Rom.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1846.

Die Knechtsgestalt

der

evangelischen Kirche.

Die Knechtsgestalt

der

evangelischen Kirche

oder

Noth und Hülfe.

Von

Heinrich Thiele, V. D. M.

evangel. Prediger bei der Königl. Preuß. Gesandtschaft

in

Rom.

Zürich,

Verlag von Meyer und Zeller.

1846.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Brigham Young University

http://www.archive.org/details/dieknechtsgestal00thie

Vorwort.

Ich muß wohl diesem Buche einen Paß mitgeben auf den weiten Weg, damit es sich unterweges gehörig auszuweisen wisse vor Freunden und Feinden. Zwar für die eigentlichen Freunde würde es dessen weniger bedürfen, aber doch für die Zweifelhaften und Mißtrauischen, denen es begegnen könnte, und dann besonders für die, welche auf diesem Boden das Polizeiamt üben, für die Begutachter und Wächter der Ordnung. Damit es nicht diesen und überhaupt Keinem unnöthiger Weise auffallend erscheine, gebe ich ihm diese wenigen Bemerkungen zu seiner Beglaubigung noch in die Hand mit.

Zunächst Woher und Wohin?

Woher? — Von Rom. — Aber nicht vom Vatican, sondern vom Capitol. Von keinem Gliede der

römischen, sondern von einem Gliede der evangelischen Kirche, welches auch aus der Ferne noch durch diesen Boten zu den Männern der theuren Heimat reden möchte.

Wohin? Zunächst, denke ich, über die Alpen in die erste befreundete Stadt, nach Zürich, zu seinen Geschwistern, und von da dann, wohl ausgestattet zur ferneren Reise, weiter durch das deutsche Land und — wohin sonst Gott will. Daß er sich zuerst nach Zürich wendet, obschon er, wie man leicht erkennen wird, weit mehr auf Deutschland angewiesen ist, hat nur örtliche Gründe. Es wird hoffentlich Niemanden hindern ihn aufzunehmen. Und unsern guten Freunden, den Eidgenossen, wenn sie ihn hören wollen, wird es auch nicht schaden. Sie kommen sonst ohnehin selten genug dazu Andere zu hören, als die Ihrigen.

Nun den Reisezweck. — Es hat vorerst keinen andern, als den alle andern Bücher auch haben, daß es möchte gelesen sein. Dann möchte es aber auch gerne noch bedacht sein, wenn es möglich wäre. Es ist nicht aus Langerweile ausgesandt worden, und soll keine Langeweile vertreiben. Auch nicht um Jemanden zu ärgern hat es sich auf den Weg gemacht. Aber ob das nicht dennoch hie und da geschehen mag, davor kann man nicht stehen. Denn sie werden ihm vielleicht sagen: Warum schickt er auch gerade dich, und schickt kein anderes? Bei seinen Mitteln und in seiner Umgebung hätte

er doch wohl was Erklecklicheres zusammenbringen können. Warum braucht er auch gerade uns so aufzudecken, und dort! — vor Solchen! — Warum stellt er sich denn dumm, und weiß gar nichts von der römischen Kirche zu sagen? — Oder warum sucht er nicht lieber neue Manuscripte auf in der Vaticana und theilt uns die mit? — Wenn sie solches und Aehnliches etwa sagen sollten, so will ich sie hier gleich im voraus bedienen. — In der Vaticana suchen Andere, die das eben so gut, und auch noch besser können als ich, — zur Genüge. — Von der römischen Kirche könnte ich allerdings wohl Manches sagen, weil ich ja nun schon Jahr und Tag dazwischen bin, und auch die Augen nicht gerade zugeschlossen habe. Aber mir geht es da auch (wenn ich Kleines mit Großem vergleichen darf), wie ein anderer Prediger des Evangeliums in dieser Stadt, der Apostel Paulus, von sich spricht: Ich habe es zwar Alles Macht, aber es frommet nicht Alles. 1. Cor. 10, 23. Denn was könnte es nützen, wenn ich darüber dies und das schriebe? — Die Andern würden das ja doch nicht lesen mögen; und die Unsrigen? — Die würden sich dadurch, je nach dem es wäre, gern noch fester in den Wahn einwiegen wollen: es stehe schon darum unter uns ganz vortrefflich, bloß weil wir dies und das los sind, was dort noch in Macht und Geltung ist. Hier vielleicht ein geheimer Kitzel über Sonderbares und Mißliches, was da aufstößt, dort Bedauern über die gräu-

liche Finsterniß u. s. w. Dazu möchte ich gerade jetzt um so weniger die Hand bieten, weil ich gemahnt werde durch ein ernstes apostolisches Wort: „Meidet allen bösen Schein.“ Den würde ich aber nicht meiden, wenn ich mich der Gefahr aussetzte in gleiche Linie gestellt zu werden mit jenen Leuten, die nicht aus evangelischer Erkenntniß, sondern aus religiöser Grundsatzlosigkeit und Seichtigkeit, bei gänzlicher Unkenntniß der Geschichte, zum Urtheilen ganz unfähig, der römischen Kirche gram sind. Mir kann wohl Niemand verdenken, daß ich nicht gerne kämpfend erscheine als ein halber Bundesgenoß von aufgeblähten und unwissenden Phrasenmachern, deren Grundsätze, oder vielmehr deren Mangel an Grundsätzen ich in tiefster Seele verachte. Ich weiß recht gut, daß andere Kirchen ihre Fehler auch haben, aber was gehts mich an. Kehre Jeder zunächst vor seiner eigenen Thür. Müßige Leute, die schon Morgens früh aus dem Fenster schauen, die hören und besprechen gern was „hinten weit in der Türkei“ geschieht. Aber der thätige Mann arbeitet lieber in seinem eigenen Hauswesen, und sucht es in die Höhe zu bringen. Das ist ersprießlicher. —

Was aber das Aufdecken unserer Schwächen vor den Andersdenkenden betrifft, so denke doch Niemand, sie wüßten das etwa noch nicht. Man darf fest überzeugt sein, daß sie das und noch Schlimmeres längst wissen. Es ist ja auch nicht im Winkel geschehen. — Und

ohnehin, was schadets, wenn wir uns nur bewegen lassen, unsere Kleider gehörig zu flicken, unsere Schuhe zu salben, unsere Zeughäuser in bessern Stand zu setzen, und endlich einmal die Breschen zu vermauern, durch die uns jeder Feind ohne große Anstrengung bis ins Herz der Festung hereindringt.

Ich sollte jetzt bei der Ausstellung dieses Reisepasses zur näheren Bezeichnung des Paßinhabers kommen. Aber darauf kann ich mich nicht einlassen. Man muß ihn selbst darauf ansehen, ob sein Gesicht und seine Rede zur Sache stimmt. Wenn das ist, so ist weiter kein Zweifel, es ist gut. — Aber wer weiß, ob sie nicht in dem gemüthlichen und blonden Deutschland finden: Er habe ein zu schwarzes Gesicht. — Sie werden dann vielleicht noch sagen: Das kommt davon, daß er aus Welschland kommt, und nun gar noch von Rom. Unter solchen Anschauungen muß sich ihm ja Alles so dunkel färben. Wie kann das anders sein? Und dann, wer weiß auch, wer sonst noch dahinter steckt? Kann er nicht mit diesem und dem angeknüpft haben? Können ihn nicht die — Jesuiten — oder —

Es wäre nichts Unmögliches, daß Feindselige, denen das Geredete nicht in ihren Kram paßt, so überreden könnten. Verdächtigungen sind ja bei den blinden Parteimännern an der Tagesordnung. Auf Wahrheit und Begriffe kommt es da Vielen nicht mehr an; daran haben sie längst verzweifelt. Dagegen sind sie gewohnt zu

ihrem bestimmten Zweck lieber mit allgemeinen Stichwörtern, mit ausgestopften Puppen und Popanzen zu fechten. Unter diesen scheint jetzt in Germanien der Ruf: Jesuiten! ganz besonders in Aufnahme zu sein um die Unkundigen und die Kinder jung und alt in Schrecken zu setzen. Daher bemerke ich noch um der Schüchternen willen, daß ich meines Wissens mit keinem Jesuiten hier je ein Wort gewechselt habe. Ich habe auch nie gesehen, daß sie sich um mich bekümmert hätten, so wie auch sie wiederum keinerlei Wissenschaft haben können, ob ich mich um sie bekümmere oder nicht. Im Gegentheil, ich habe Grund zu schließen, daß sie mir gar nicht hold sind, und erwarte es auch nicht anders. Denn als ich meinen Diener entlassen hatte, und dieser einen neuen Dienst suchte in einem Hause, welches unter dem Einfluß jenes Ordens gedacht wird, da ward ihm, so hörte ich, als Bedingung des Eintritts auferlegt, ich weiß nicht mehr ob vier Wochen oder nur vierzehn Tage lang jeden Tag zu beichten und eine Messe zu hören. Doch wohl nur um sich wieder zu reinigen von dem bösen Einfluß, den ein zweijähriger Dienst unter solchem Herrn auf ihn geübt haben könnte. Denn daß man damit etwa den bösen Geist, um deßwillen ich ihn entlassen hatte, die Leidenschaft des Spiels, habe austreiben wollen, habe ich keinen Grund zu vermuthen.

Möge das den Aengstlichen zur Beruhigung dienen. —

Ich füge noch hinzu, daß ich überhaupt ohne irgend eines Menschen Wissen und Rath dieses Buch geschrieben habe, geleitet allein durch langes Forschen und Denken, durch Hören und Sehen, veranlaßt durch die Noth der gegenwärtigen Zeitläufte, und gefördert durch jene Muße, die mir hier in der Regel der einsamere Sommer bringt. Wer daher die Billigenden sein werden, wer die Mißbilligenden, und wie viele, das kann ich nicht wissen.

Nun gut. — Aber das ganze Bild ist doch viel zu dunkel gemalt. Du hast eine Vorneigung Schlimmes zu sagen.

Ich sage: Ich hätte noch viel Schlimmeres sagen können, ohne nur einen Finger breit von der Wahrheit abzugehen. Manches Einzelne lag noch aufgezeichnet vor, und Anderes kam mir unter dem Schreiben in den Sinn. Ich dachte aber, dies könne wohl genügen. Außerdem habe ich auch von vornherein im Titel keine Lobrede angekündigt, sondern ich habe von der „Knechtsgestalt" und von der „Noth" sprechen wollen. Das habe ich nun, so gut ich konnte, immer auf Thatsachen fußend, mit möglichster Mäßigung durchgeführt. Auch an denjenigen Punkten, die ihrem Wesen nach an's Unerträgliche grenzten, die, wenn man sie erwog, das Herz mit tiefem Unwillen erfüllten, habe ich mich doch mit Fleiß zusammen genommen mich zu beruhigen und zu bezwingen, damit ich nicht den Lesern Empfindungen

brächte statt der Darstellung von Thatsachen und Erscheinungen, die sie nach dem Titel von mir fordern können. Möchten es die Leser mit mir nicht anders halten, als ich mit ihnen. Möchten sie mit Ruhe mich anhören. Und dann: Prüfet Alles, und das Gute behaltet. — 1. Thessal. 5, 21. —

Rom — am Martinstage 1845.

Heinrich Thiele.

Nachschrift.

Ich hatte das Manuscript des folgenden Büchleins schon zum Drucke abgesandt, als, — durch die Güte des Herrn Verfassers, des Herrn Geheimenraths Dr. Bunsen in London, — „die Verfassung der Kirche der Zukunft" in meine Hände kam, von der ich hier in dieser capitolinischen Abgeschiedenheit bisher nur aus einzelnen deutschen Zeitungsberichten eine unsichere Kunde hatte. Leider habe ich daher bei der Abfassung meines Büchleins jene Schrift nicht mehr, wie sie es doch verdiente, berücksichtigen können. Aber es ist mir im hohen Maaße interessant gewesen zu sehen, wie der Herr Verfasser, der von einem so verschiedenen Anfange ausgeht, zuletzt so ziemlich bei dem gleichen Resultate ankommt. Wo die Grundanschauung der kirchlichen Zeitfragen eine so übereinstimmende ist, da möchte ich über Einzelnes hier nicht weiter rechten. Es ist mir angenehm zu erfahren, daß ich nicht allein das denke, was ich denke, daß weder meine Erkenntniß, noch meine Wünsche für die Kirche etwas bloß Persönliches sind. — Das zeigt sich mir auch auf eine erfreuliche Weise in dem, was die Züricherische Kirchenzeitung, „die Zukunft der Kirche,"

in der Beilage zu Nro. 16 dieses Jahrgangs von einer kleinen Schrift mittheilt, die in Heidelberg erschienen ist unter dem Titel: „Evangelische Christen, was thut Noth in unserer Zeit?“ — Den dort angeführten Sätzen des ungenannten Verfassers kann ich nur von ganzem Herzen zustimmen. Ich wünsche, daß solche Zeugnisse in unserer Kirche immer häufiger werden mögen, damit die Wahrheit endlich bei uns festen Fuß fasse, und unser Leben sich dauernd in ihr gründe und gestalte. —

Rom am 20. November 1845.

Heinrich Thiele.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

I. Das Kirchenregiment bei uns, wie es sich so gemacht hat 1
II. Vom geistlichen Stande 29
III. Vom Predigen 48
IV. Schlimme Folgen 66
V. Abhülfe 91
VI. Einwürfe 122
VII. Schluß 132

I.

Das Kirchenregiment bei uns, wie es sich so gemacht hat.

Uns wird in der heil. Schrift das Wort vom Herrn berichtet, daß der Jünger nicht ist über seinen Meister, sondern wenn er ist wie sein Meister, so ist es genug. — Gehört nun unter das Bereich dieses Spruches auch jene Knechtsgestalt Christi, — elende Geburt, ärmliche Eltern, unansehnliches Aeußere, Haß oder Verachtung der Gewaltigen, untreue Jünger u. s. w., so müssen wir gestehen, daß die evangelische Kirche als eine Jüngerin Christi ihrem Meister darin ziemlich nahe gekommen ist. Von ihr kann man auch wohl sagen, was der Prophet vom Messias sagt: „Da ist keine Gestalt noch Schöne; da ist keine Gestalt, die uns gefallen hätte." Jes. 53, 2. — Daher kommt es auch, daß Viele an ihr Anstoß nehmen und irre werden, weil „ihre Gestalt häßlicher ist denn anderer Leute, und ihr Ansehn, denn der Menschenkinder." Jes. 52, 14. — „Darum haben wir sie nichts geachtet." Jes. 53, 3.

Fragen wir nach den Gründen dieser Mißgestaltung unserer Kirche, so können wir wohl nicht mehr, wie der

Prophet es thut, mit einem dogmatischen Grunde uns beruhigen: „Die Strafe liegt auf ihm, damit wir Frieden hätten. — Der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn." — Auch mit der Unvollkommenheit aller Dinge auf Erden können wir uns nicht trösten, sondern wir werden auf das ernste Gebiet der Geschichte zurückgewiesen, auf welchem die jetzige Gestaltung der Kirche sich gemacht hat.

Diese Gestaltung ist ein Ergebniß derjenigen Umstände, unter welchen die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts durchgeführt ward. Unter diesen Umständen ist jener der allerwichtigste, daß die Reformation sich nur durch Aufkündigung des Gehorsams gegen die obersten Gewalten der damaligen Kirche geltend machen konnte. Sie geht zunächst aus vom christlichen Volk, von der Gemeinde, deren Sprecher die Reformatoren sind. Sie ist eine Reaktion der Gemeinde gegen die verderbte Praxis der Kirche, welche jedoch vom kirchlichen Organismus und seinen Lenkern begünstigt oder selbst gut geheißen wird.

Hatte man in einem frühern Jahrhundert gesehen, daß Papst Gregor VII. bei der strengen Durchführung des Cölibatsgesetzes die Gemeinden gegen den widersetzlichen niederen Clerus aufrief, so stand nun umgekehrt ein großer Theil der Gemeinden verbunden mit seinen Priestern gegen die Anordnungen des römischen Stuhls auf und bot ihnen Trotz.

Nun ist zwar gegen die innere Berechtigung dieser Stellung nichts einzuwenden; — man wies ja sein Recht

genugsam nach aus dem christlichen Alterthum und aus seiner festen Urkunde, aus der heiligen Schrift —; allein diese Stellung war doch, wie jede Opposition, mit vielen Gefahren verbunden, und sie wäre auch nicht einmal so durchzuführen gewesen, wenn man sich nicht einem mächtigen Freunde in die Arme geworfen hätte; und das war die weltliche Macht.

Man möchte aus mancherlei Gründen geneigt sein, zu wünschen, daß der römische Stuhl in jener Zeit, vom heiligen Geist getrieben, die Grenzen des Katholizismus erweitert und dadurch die Evangelischen mit guter Vorsicht in dem großen Organismus der Kirche erhalten hätte. Aber es mag der heilige Geist, wenn er überhaupt den römischen Stuhl vorzugsweise bedenkt, ihn auch hiebei wohl geleitet haben; vielleicht mit weiterer Voraussicht, mit höheren Gedanken und Zwecken, als sein Werkzeug ahnete, obschon dadurch beide Theile bisher in eine Schule gethan worden sind, die ihnen theuer zu stehen gekommen ist.

Zunächst ist immer schon jene innere Berechtigung insofern eine mißliche, als nicht jeder verständige Mann nothwendig von ihr überzeugt werden kann. Die Gegner der Reformation berufen sich ja auf dieselben Autoritäten. Gehören sie etwa sämmtlich in's Irrenhaus? — Die Sache ist vielmehr die, daß sie jene Autoritäten mit dem Interesse betrachteten, den Thatbestand der Gegenwart darin wiederzufinden, und so zu wahren. So hatten dann die Schüler der Reformation wiederum das ent-

gegengesetzte Interesse, besonders diejenigen Punkte bei jenen Autoritäten hervorzuheben, durch welche sie selbst zu ihrer Stellung den kirchlichen Gewalten gegenüber berechtigt wurden. — Die Gewichtigkeit der Gründe für den einen und wider den andern Theil richtet sich zuletzt immer — abgesehen von den vielen äußeren Rücksichten und Beweggründen — nach dem persönlichsten und tiefsten Zuge des christlichen Lebens und Denkens.

Wie gesagt, die obersten Gewalten in der Kirche konnten nicht von der Richtigkeit der reformatorischen Grundsätze überzeugt werden. Nicht bloß ihr Vortheil hinderte sie daran, sondern jene ganze Anschauungsweise, welche der Mensch zum Theil mit aus seiner besonderen Stellung in der Welt empfängt. Die ganze Einrichtung des deutschen Reiches selbst hat dazu nicht wenig beigetragen. Viel leichter fanden sich die weltlichen Gewalten herzu. Sie befanden sich von vorn herein in einer anderen Stellung zu den Dingen. Sie kamen auch nicht etwa bloß durch ihren Vortheil getrieben — obschon Einzelnen wohl dieser zunächst am Herzen liegen mochte —, sondern theils persönlich von dem Strome der Bewegung ergriffen, theils genöthigt durch die Bewegung unter ihrem Volk. — Was war natürlicher, als daß sie bei einer neuen Gestaltung des kirchlichen Wesens da einigermaßen eintraten, wo die kirchlichen Gewalten, die in dem Bisherigen verharrten, nicht mehr gehört werden mochten?

Man bedurfte auch für das neue Kirchenwesen einer festen anerkannten und anzuerkennenden Autorität. Da

war nun, als die kirchliche Autorität im Strome abhanden kam, keine andere Autorität weiter zu finden, als die Staatsmacht. Diese, die sich ohnehin schon nach außen als die Vertheidigerin des evangelischen Bekenntnisses vor den Riß hingestellt hatte, nahm denn auch nach innen die leitenden und ordnenden Zügel alsbald in ihre starke Hand, — doch nicht ohne den Rath der Reformatoren, und auch nicht ohne gewisse Bedingungen und Beschränkungen.

Als sich diese Thatsache geltend machte, erklärten die Reformatoren, daß die weltliche Macht auch über die erste Gesetzestafel, über die Gottesverehrung, zur Wächterin gesetzt sei, und darum mit Fug und Recht das christliche Kirchenwesen nach dem Worte Gottes zu ordnen habe. Sie führten den vorliegenden Nothbehelf auf ein allgemeineres Prinzip zurück, um ihn dadurch zu rechtfertigen. Es ist auch anzuerkennen, daß diese Ordnung nicht geradezu unchristlich ist, da ja die Obrigkeit immer als eine christliche vorausgesetzt wird; aber sie ist doch auch keine besonders christliche Ordnung, keine, die sich aus irgend einem Grundsatz des Christenthums mit einer gewissen Nothwendigkeit von selbst ergeben hätte. Daher hat sie die ganze Geschichte und die ganze bisherige Gestaltung der christlichen Kirche gegen sich. Wie nun vollends der Staat dieses Wächteramt durchführen, nach welchen Regeln er dabei verfahren und welchen Autoritäten er im Einzelnen folgen soll, wer lehrt ihn das? — Denn mit dieser ersten Gesetzestafel macht es sich nicht

so leicht, wie mit der zweiten. Der Ausdruck: er soll es gemäß dem Evangelio thun, der hilft nicht viel. Darauf berufen sich ja die Gegner ebenfalls; sie wollen auch nicht unevangelisch sein. Auch liegt in dem christlichen Charakter der weltlichen Macht keine Bürgschaft für die rechte christliche Ordnung. Denn wer kann den christlichen Charakter der weltlichen Macht immer erst untersuchen, bevor man ihr die Verwaltung des kirchlichen Wesens anvertraut? — Endlich liegt auch in dem Charakter der weltlichen Macht an sich eine solche Bürgschaft noch nicht. — Der Regel nach befindet sich diese Macht in der Person eines Fürsten zusammengefaßt. Der Fürst ist Fürst durch seine Geburt und durch sein Erbrecht. Aber die Gaben des heiligen Geistes, durch welche eine christliche Kirche zu regieren ist, richten sich nach Geburt und Erbrecht nicht. Sie sind frei durch die ganze Gemeinde hin ausgestreut. Hier werden sie verliehen, dort werden sie versagt. Den Einen befähigen sie mehr zu diesem, den Andern zu jenem Amt in der Kirche. Aus solchen Befähigten sind in sicherer Gliederung die Ordner des kirchlichen Wesens zu nehmen. Sie sind mit sicherer Hand auszusondern von den übrigen, und einem Jeden muß dann sein bestimmter Kreis der Thätigkeit werden, wozu er vom Geist befähigt ist. Soll der Fürst diese Auswahl treffen? — Wer befähigt ihn dazu? Oder sollen die vom Geist schon Befähigten sie treffen? Doch gewiß wohl diese.

Allein wenn auch der Fürst selbst sich dieser Dinge

nicht anzunehmen wüßte, so könnte er doch wohl andere Männer bestellen, die dessen hinlänglich kundig wären. Denen liehe er dann nur seine Autorität, so daß sie als in seinem Namen das thäten, was sie zu thun hätten. — Ja, so ist es freilich gewendet worden. Allein wer zeigt dem Fürsten jene von Gott ausersehenen Männer? — Ferner der Umstand allein schon, daß diese im Namen des Fürsten zu handeln hätten, ist geeignet genug, um ihrer Thätigkeit einen gefärbten Anstrich, eine schiefe Richtung zu geben. Der Fürst gebietet, die Kirche aber bittet und mahnt. — Auch ist der Fürst ja keine allgemeine Maschinerie, sondern ein Mann mit besonderen Vorneigungen und Abneigungen, dazu noch genugsam durch die staatlichen Sorgen und Rücksichten in Beschlag genommen. Ist er gleichgültiger gegen die Kirche gestimmt, so wird er auch gleichgesinnte Leute aussuchen, um in diesem Sinne die Kirche zu ordnen. Ist er dagegen eifrig, so wird er eifrige Männer herausfinden, wird vielleicht auch mit seinem Szepter und seinem Schwert sich herbeithun, um da nachzuhelfen, und wird gar leicht mit dem besten Willen das kirchliche Wesen hemmen und verwirren. Ist er sehr staatsmännisch gesinnt, so wird er wiederum in diesem Sinne die kirchlichen Dinge behandeln, wird die weltliche Regierungskunst und die weltlichen Regierungsmittel auf das kirchliche Gebiet übertragen und der Kirche den Zuschnitt einer Staatsdisziplin geben. Uebelstände dieser Art sind unausbleiblich, wo Szepter und Krummstab in die gleiche

Hand gegeben sind. Sie haben sich frühe genug eingestellt.

Hatte früher wohl, im Mittelalter, die geistliche Macht alle, auch die weltliche, Autorität in sich zu verschlingen gesucht, war damals von den Päpsten die Rede ausgegangen, daß sie als Christi Stellvertreter auf Erden Krummstab und Szepter in ihrer Hand vereinigten, daß sie letzteres nur zu besserer Ordnung von sich aus den weltlichen Mächten liehen, war diese Rede ferner in einzelnen Fällen wirklich durchgeführt worden, — so war man nun unter den Evangelischen gerade beim Gegenstück angelangt. Der Krummstab war den weltlichen Gewalten in die Hände gegeben, und diese hatten ihn wieder als von sich aus andern evangelischen Männern — Consistorien genannt — zu besserer Handhabung dargeliehen. Man war also in dieser Beziehung, abgesehen von andern Punkten, so ziemlich vom Regen in die Traufe gerathen. Man kann eher noch vernünftig nachweisen, daß dem Oberpriester, dem „Stellvertreter Christi," auch über das weltliche Wesen die Oberaufsicht befohlen sein könnte, als daß dem jedesmaligen Fürsten schon als solchem die Oberaufsicht über die Kirche Christi befohlen sein soll. Wir denken aber, es gehört ihnen Beiden nicht zu, ist ihnen von Gott nicht aufgetragen und auch keine besondere Einsicht dazu mitgetheilt worden, so daß sie genug davon verständen. Der König ist als solcher nicht zum Herrn der Kirche eingesetzt worden, und die Kirche nicht zur Herrin des Königs. Er hat seine Krone und

sein Szepter nicht durch Vermittelung der Kirche erhalten, und sie ihren Hirtenstab nicht durch Vermittelung des Königs. Er ist von Gottes Gnaden und sie ist aus Auftrag Christi. Er ist nach dem Recht der Geburt, welches sie nicht geben kann, und sie ist nach dem Recht der Sendung durch den heiligen Geist, welchen er nicht geben kann. Er kann ihr beistehen, kann sie schützen; aber ihr Herr — ist doch allein Christus. Sie kann ihm auch beistehen, kann ihn bitten, kann für ihn beten; aber ihn beherrschen, das darf sie nicht. Sein Herr ist allein Gott. Darum sollte Jeder sich mit dem begnügen, was ihm von Gottes und Rechts wegen zukommt. Er hat genug damit zu thun.

Auf diesem Boden hat sich dann bei uns aus den geschehenen Thatsachen die rasende, widerchristliche Theorie des Territorialismus bilden können, die sich in den Worten ausspricht: Cujus regio, ejus religio. Wer Herr des Landes ist, ist auch Herr des Glaubens. — Es ist ein Prinzip ohne Prinzip, eine Ausflucht der Verzweiflung. Man soll in der That lange suchen in den Büchern der Gegner, bis man auf einen Punkt stößt, der so im höchsten Maße seelenmörderisch wäre, wie dieser. Der baare Unglaube sieht ihm nicht bloß aus den Augen, sondern bricht recht eigentlich auf allen Ecken aus ihm hervor. Man kann sich denken, daß Jemand von der andern Seite, der an eine kirchliche Ordnung der Dinge gewöhnt ist, und nun, wenn er sich nach einer solchen bei uns umsieht, vorzugsweise auf Grundsätze dieser Art

stößt, daß der wohl eine tiefe Verachtung vor unserer Kirche empfinden muß, die so gar nichts von dem hat, worauf er immer zunächst so hohen Werth legt.

Aber vielleicht hat sich die Sache damals nicht anders machen lassen. — Das scheint allerdings so; allein ist es darum gerechtfertigt, beständig unter der Herrschaft solcher Grundsätze und ihrer schlimmen Folgen zu verbleiben! Soll es darum auch jetzt noch nicht besser werden können! — Wie niederschlagend wäre das! — In dieser Gestaltung der Dinge liegt ohne Zweifel ein Hauptgrund der Gestaltlosigkeit und der Mißgestaltung des evangelischen Kirchenwesens, und, da die meisten Menschen immer mehr auf Form und Haltung, als auf den Inhalt sehen, auch ein Hauptgrund jener vielfachen Verkennung, welche die Kirche bei uns erlitten hat.

So Manches von dem, was sich sogleich von vorn herein dieser neuen Ordnung zugesellte, konnte sich ohnehin auf die Dauer nicht als aus dem Geiste Gottes hervorgegangen behaupten. — Man kann z. B. vom protestantischen Gesichtspunkte aus sich freuen, daß die Bilder, an welche so mancher Aberglauben sich angeknüpft, aus den Kirchen mit Gewalt entfernt werden. Allein sobald der Geist des Bekämpfers zurücktritt, stellt sich die Sache doch auch anders heraus. Da vernichtet man die Zeichen, in welchen die vergangenen Jahrhunderte ihre tiefsten Empfindungen dargelegt, woran sie wiederum die Inbrunst ihrer Andacht entzündet, und worin sie auch die Ehre Gottes zu verkündigen gesucht hatten. —

Aehnlich die Klöster, welche da plötzlich eines schönen Morgens aufgehoben und nun wüste gelassen oder andern Zwecken zugewendet werden. Wer da nur als Protestant empfindet, der freut sich, daß Stätten falscher Gottesdienste, wie diese, mit allen ihren Uebungen, Vespern, Nachtwachen, Verdiensten u. s. w. nun nicht mehr sind. Allein sobald das polemische Interesse wiederum in den Hintergrund tritt, kann doch auch hier ein evangelischer Christ leicht anders fühlen. Da stellt sich die Sache denn so heraus, daß Stätten christlicher Gottesfurcht verwüstet und zu Casernen, Marställen, Magazinen u. s. w. umgewandelt werden, daß aus Kirchengütern, den frommen Gaben der Väter, unter Anderem auch fürstliche Schulden bezahlt, Kriegsvölker besoldet und fürstliche Günstlinge bereichert werden. Statt die Klöster mit der ganzen Kirche zu reformiren, werden sie vielmehr in aller Eile vernichtet. Man schüttet das Kind geradezu mit dem Bade aus. Das ist allerdings das Leichteste, aber es kann zugleich in hohem Maße unweise und selbst unchristlich sein. Denn wenn es nun dennoch sich erwiesen haben sollte, daß Stätten dieser Art in den gehörigen Grenzen *) auch uns sehr zu Statten kommen würden, daß sie die vorhandenen geistlichen Kräfte besser zurechtstellen, daß sie für manche vorhandene Mängel und

*) Ich verstehe darunter 1) ohne ewig bindende Gelübde, 2) ohne Anspruch auf besondere Heiligkeit und Verdienstlichkeit vor Gott, und 3) nie ohne bestimmte praktische Zwecke, als z. B. Jugenderziehung, Predigen, Seelsorge, Krankenpflege u. s. w.

Uebelstände die sicherste Abhülfe bringen würden, — wie da machen? — Etwa aus Halsstarrigkeit bei dem Bisherigen verbleiben? Oder aus Furcht vor neuen Abirrungen, die da kommen könnten, sich von dem abhalten lassen, was man sonst thun würde? — Wie Vieles von diesem wäre uns erspart, wenn die Reformation sich weniger stürmisch hätte zu ihrem Rechte verhelfen können!

Man kann mit der Sache selbst einverstanden sein, ohne darum Form und Umstände, unter denen sie sich geltend machte, jedes Mal zu billigen.

Sehen wir hiernach nun auch das zweite Glied näher an, welches im neuen Kirchenwesen zu ordnender Thätigkeit berufen wird. Es sind das „die fürnehmen Theologen," durch welche die staatliche Macht, dem Rath der Reformatoren gemäß, die kirchlichen Dinge verwalten lassen muß. Vielleicht ist in dieser Auskunft wohl gar auf eine glückliche Weise jenes gefunden worden, was einer der Alten für sein Staatswesen forderte, daß nämlich die Weisen rathen sollten, und die Mächtigen herrschen. — Denn jene Theologen muß man ja ohne Zweifel für die Weisen halten, und die Fürsten jedenfalls für die Mächtigen. Allein die Sache macht sich doch in der Durchführung ein wenig anders. Es hängt nämlich der kirchlichen Macht der Mächtigen eine Schwachheit an, die ihr einigermaßen hinderlich ist, und diese besteht gerade darin, daß jene Macht von ihnen selbst nicht ausgeübt werden darf. Jene Mächtigen können für sich weder ordiniren, Sakramente verwalten, predigen u. s. w., noch

Glauben und Disziplin in der Kirche beaufsichtigen, sondern sie müssen sich dazu, hergebrachter Ordnung gemäß, einer bestimmten Klasse von Personen bedienen, zu welcher sie selbst nicht mit hinzugehören. Und warum können sie das nicht, warum müssen sie das? — Der Grund davon ist ziemlich klar: Weil sie dazu die Fakultät nicht besitzen. Sie haben darauf weder besonders studirt, noch sind sie dazu geprüft, beeidigt und ordinirt worden. Ihre Macht ist also mehr nur eine grundsätzliche, angenommene und gedachte, als eine wirkliche. Denn wenn ich zuerst zu Jemandem sage: du bist Aufseher; setze aber darnach hinzu: darfst jedoch in keinem Fall selbst aufsehen, weil es dir dazu an diesem und dem gebricht; — so ist das doch gewiß eine ziemlich zweifelhafte Macht. Man sieht es ihr überall an den Augen an, daß sie nur ein Nothbehelf ist für den Augenblick. Gewicht erhält sie eigentlich nur durch die Thatsache, daß die also Ermächtigten zugleich die Träger des Szepters, die Inhaber einer anderen, nichtkirchlichen Macht sind, die ihnen viel sicherer zukommt. Aber was hat damit die Kirche Christi zu thun, und wie kann regelrechter Weise eine nichtkirchliche Macht auf die Ordnung innerhalb der Kirche einwirken? — Geschieht's, nun ja so geschieht's; aber innerlich, das heißt durch die Sache selbst, berechtigt ist es darum nicht. Es steht also da ziemlich schief um diese Macht der Mächtigen.

Nun die „fürnehmen Theologen," welche als Consistorialräthe oder Kirchenräthe zum oberen Kirchenmode-

ramen eingesetzt sind. Zunächst sehen wir sie in einer kirchlichen Thätigkeit, welche auf eine nichtkirchliche Autorität begründet ist. Sie haben als Oberhirten die Herde Christi zu weiden im Namen Sr. Majestät des Königs, oder Sr. Durchlaucht des Herzogs. Das ist schon mißlich. Ihrer ganzen Art der Hut und Weide theilt sich dadurch ein etwas fremdartiger Zug mit. Sie könnten es, und sie können es, allerdings auch da immer noch fühlen, daß sie nicht nur als von jener Seite her in jenem Namen zu handeln haben, sondern daß sie als ordinirte Geistliche, als solche, die schon im Namen Christi handelten, zu jenem Handeln im Namen des Königs bestellt worden sind. Allein es wird doch das Erste gewöhnlich gar zu sehr vom Zweiten verschlungen. Und zudem, die Frage läßt sich auch nicht abweisen: Wer hat den König dazu bestellt? Man erinnert sich, daß Christus, der Sohn Gottes, einst ablehnte, in einer Erbschaftssache Urtheil zu sprechen, weil er nicht dazu bestellt sei. Er kannte die Grenzen seiner Sendung. Er wollte nicht eingreifen in das weltliche Amt, das von der königlichen Majestät ausfließt. Hat er dagegen sein geistliches Amt in die Hände dieser Majestät legen wollen? — Davon steht gar nichts geschrieben. — Der König hat ja das Szepter in der Hand. Szepter und Krummstab aber passen nicht zusammen. Im Namen des Königs sitzt man zu Gericht, hält Ordnung, straft die Uebelthäter u. s. w. Aber Geistliche prüfen, christliche Lehre beurtheilen, zur Buße mahnen u. s. w. ist nicht mit inbegriffen im königlichen

Amt. Muß es dennoch in diesem Namen geschehen, so verliert es leicht den Charakter des christlichen Hirtenstabes und nimmt dafür den des entlehnten Szepters an. Kein Gewinn für die Kirche Christi! —

Können nun gar auf diesem Gebiete solche Abnormitäten vorkommen, daß z. B. der König von Baiern die Beschlüsse der protestantischen Generalsynode als oberster Bischof zu unterschreiben hat, daß auch in seinem Namen religiöse Vorschriften ausgehen für die protestantische Kirche seines Landes, so weiß man in der That nicht, wen man in diesem unnatürlichen Verhältniß mehr beklagen soll, ob den römisch-katholischen König, oder die evangelisch-lutherische Synode. Ich weiß, man steift sich auf die alten Reichstagsbeschlüsse, um einen Thatbestand dieser Art aus ihnen zu rechtfertigen. Allein auch die Reichstagsbeschlüsse können ja in Bezug auf die christliche Kirche nichts Rechtsgültiges beschließen, insofern es dem Wesen der Kirche entgegen ist. Sie haben aber auch nichts darüber beschlossen. Denn sie erklären die bischöfliche Macht in den Gebieten der Evangelischen nicht etwa für aufgehoben, sondern nur für aufgeschoben, für suspendirt, und zwar zu Gunsten der Stände augsburgischer Konfession. Das heißt, sie erkennen den vorhandenen Thatbestand, den sie nicht herbeigeführt haben, als solchen an, und versprechen, daß sie darob einander nicht mit Krieg überziehen wollen. Das allein liegt in ihrer Macht. Dadurch wird aber dieser Thatbestand noch nicht innerlich berechtigt. — Nun ferner, wie gar ein römisch-ka-

tholischer Fürst zur evangelischen Kirche seines Landes in das gleiche Verhältniß einrücken will, in welchem der Fürst augsburgischer Confession zu ihr stand, ist weder vernünftig zu erklären, noch rechtlich zu begründen.

Man würde gewiß in allen Stücken viel sicherer fahren, wenn man einerseits dem Könige nichts nähme, was ihm zukommt, und andererseits nichts beilegte, was ihm nicht zukommt. Sonst verwirrt man nur den richtigen Takt seiner Schritte.

Ist diese ganze Verbindung schon für die königliche Macht eine ziemlich zweideutige, so ist sie das nicht minder für jene zum Kirchenmoderamen berufenen Theologen, und zwar wegen des doppelten Gesichts, das sie zu machen haben. Sie haben nämlich auf der einen Seite das herkömmliche Recht des Fürsten in kirchlichen Dingen auszuüben, und auf der andern Seite haben sie den etwaigen Mißbrauch dieses Rechtes abzuhalten, haben möglichen Uebergriffen in seiner Anwendung zu wehren. Daß dieses Beides in Einer Person verbunden fast unausbleiblich eine gewisse Unsicherheit erzeugen müsse, liegt wohl auf der Hand. Wenn es sich ferner ergeben hat, daß das Zweite häufig über dem Ersten zu Schaden kam, so hat das auch nichts Befremdliches. Es ist die Folge von der ursprünglichen Stellung jener Männer als ein fürstliches Collegium. In der Regel hat in der Seele des Menschen diejenige Seite das Uebergewicht, von der er Recht und Raum bezieht zu seinem thätigen Handeln.

Betrachten wir aber noch ganz abgesehen von dieser mißlichen Stellung den allgemeinen Charakter jener Männer selbst, welche vom Landesherrn zur Verwaltung des Kirchenwesens berufen werden. Es sind Theologen, Gottesgelehrte, das heißt vorzugsweise Träger und Förderer der christlichen Religionswissenschaft. Ihre Vorneigung muß daher zunächst wohl für Lehre und wissenschaftliche Erkenntniß sein. Das um so mehr, je mehr sie aus den „fürnehmen" Theologen auserlesen werden. — Mit Einem Wort, sie sind hauptsächlich eine wissenschaftliche Macht für die Kirche, und müssen auf diese Seite auch natürlich, weil sie das am meisten getrieben haben, den größten Werth legen.

Allein der Geistesgaben zum allgemeinen Nutzen der Kirche sind sehr verschiedene, und sie sind eben so sehr verschieden ausgetheilt. Die Kirche hat mancherlei Thätigkeiten; unter denselben ist das Lehren und das Halten auf die Lehre nur Eine. Eine andere ist das Regieren, und wiederum eine andere das begeisterte Reden und Beten u. s. w. Danach werden schon vom Apostel Paulus auch die Aemter in der Kirche geschieden (1. Cor. 12). Allein gerade dieß ist bei der Gestaltung des evangelischen Kirchenwesens nicht gehörig berücksichtigt worden. Die Lehrer und Propheten sind in das Amt der Apostel und Regierer hereingezogen, sie sind auch mit der oberen Leitung der Kirche betraut worden. Nun kann aber Jemand die Gabe der Erkenntniß oder der Weisfagung (Predigt) im hohen Maße besitzen und eignet sich dennoch zum

Ordner des Kirchenwesens nicht. Geordnetes Erkennen und geeignetes Handeln, das sind zwei Sachen für sich. Gesetzt aber auch, es sei ein solcher nicht ohne die Gabe des Regierens, so wird er doch als Theologe vorzugsweise im theologischen Sinne regieren, das heißt, er wird sein Hauptaugenmerk auf die Lehre und die dadurch zu gewinnende richtige Erkenntniß richten. Die Kirche wird dann unter diesen Händen immer mehr die Haltung einer Lehranstalt annehmen; alle ihre Thätigkeit wird sich nach dieser Seite hindrängen; und jenes Andere wird dahinter zurück treten müssen, daß sie auch ist „eine Gemeinschaft der Heiligen," in Jesu Christo eine fröhliche und selige Gemeinschaft mit Gott. Sind Regierende und Lehrende dabei nun in sich selbst rechtgläubig, so wird in der Lehre wenigstens ein fester Inhalt mitgetheilt, sind sie es nicht, so entsteht ein wissenschaftlich religiöser Formalismus, unter dessen abschwächender Herrschaft den meisten Menschen die Begriffe ausgehen und die Verwirrungen anheben. Man hat's erlebt. —

Sicherlich gehört das Lehren zu den wichtigsten Lebensäußerungen der Kirche, aber es hängt nicht von sich selber ab und ist auch nicht Alles in Allem. Selbst wenn durch solch' ein Kirchenregiment am meisten Reinheit der Lehre erreicht werden könnte (was indeß nicht der Fall ist), so wäre es darum doch noch kein Musterbild. Lehre ist Darlegung und Auslegung. — Wir fragen wessen? Ihrer selbst oder eines Andern? Doch wohl eines Andern. Und welches ist dieß Andere? — Es ist das Leben.

Christliche Lehre ist demnach Darlegung und Auslegung des Lebens Christi und der Christen. Damit aber dieß verstanden werden könne, muß von den Lernenden selbst etwas Gleichartiges erlebt und geübt werden. Dieß ist offenbar neben und außer dem eigentlichen Lehren, und es übt auf dasselbe den unverkennbarsten Einfluß aus. Die Kirche hat es in Gebetsordnung, in frommen Uebungen und Sitten, in einer festeren oder loseren Kirchenzucht, in Liebeswerken und Opfern u. s. w. zu gestalten gewußt. Man nennt das auch deßhalb kirchliches Leben. In diesem Allem sucht sie das Eine: Nachbildung Christi. Ihre lehrende Thätigkeit verhält sich dann dazu wie vervollständigende Auslegung, durch welche sie das Bedürfniß nach verständigem Erkennen in dem Menschen befriedigt.

Jedenfalls muß man also das Eine thun und das Andere nicht lassen. Es ist aber wirklich Gefahr vorhanden, daß das Eine nicht, oder doch nicht gut, oder nicht hinlänglich genug gethan werde bei einem Kirchenregiment, welches seiner Herkunft nach so ausschließlich zu dem Andern neigt.

Allein ich höre einen Einwurf, und er läßt sich allerdings hören. Es ist dieser: Eben darum sind ja in jenen fürstlichen Collegien den Theologen noch „fromme und gelehrte Laien" (pii et docti laici) nach der Forderung der Reformatoren beigethan, damit es nicht gar zu einseitig theologisch werde. — Das ist freilich wahr, aber es reicht nicht aus. Denn zunächst läßt sich die Fröm-

migkeit dieser Männer nicht wohl kontrolieren. Sodann ist offenbar auf die Gelehrsamkeit da ein zu großer Werth gelegt worden, als ob sie vorzüglich oder nothwendig zum Kirchenmoderamen befähigte. Daher sind diese „frommen und gelehrten Laien" nicht etwa besondere Träger der apostolischen Regierungsgabe, aus der Gemeinde zur Ausübung dieser Gabe hervorgehoben, sondern es sind ganz einfach Rechtsgelehrte, Juristen. Als solche haben sie vornehmlich ein formelles Interesse, das Recht und die Ordnung zu wahren. Ihre Thätigkeit hat einen durchaus administrativen, richterlichen und polizeilichen Charakter. Mit den Theologen verbunden, geben sie dem hohen Collegio die Haltung einer religiösen Administrations- und Polizei-Behörde. Legen dabei die Theologen das Gewicht fester dogmatischer Ueberzeugung mit in die Wagschale, so wird wenigstens ein religiöser Grund bewahrt, sind sie aber bloß wissenschaftlich, und wissen nur von Fortbildung, Entwickelungsprozeß, Ansichten u. s. w., so geht das religiöse Element fast ganz in dem administrativen und polizeilichen unter. In dem ersteren Falle entstehen Consistorialedikte, wie jenes sächsische, worin es heißt: So geben wir demselben auf, unverzüglich binnen acht Tagen aufrichtige Buße zu thun u. s. w. — Da sieht man das churfürstlich sächsische Reichsschwert in der Hand eines evangelischen Theologen. In dem zweiten Falle wird etwa bei den Kirchenvisitationen gefragt, ob der Vorschrift gemäß zweimal vor den Giftpflanzen gewarnt worden sei, ob man nicht zu viel Heuferien

gegeben habe u. s. w. Das statt die Seelen zu stärken, zu ermuntern und zu ermahnen nach apostolischem Vorbild! — Oder der Staatsminister wünscht vielleicht dem im Namen des Landesherrn berufenen Consistorialrath Glück, daß er nun in den Hafen einer so schönen Stelle eingelaufen sei. — Welche verkehrte Auffassung des ganzen Verhältnisses! — Dazu der schwerfällige, ungeistliche Kanzeleistyl der „geistlichen" Consistorialerlasse, der eine eigentlich pastorale Einwirkung ganz unmöglich macht. — Wie selten wächst da auf diesem unfruchtbaren Boden eine so gesunde Pflanze empor, wie z. B. das würtembergische Consistorialausschreiben zum Reformationsjubelfest 1844, oder wie der Hirtenbrief des züricherischen Antistes im Frühjahr 1845, oder auch wie das so verständige und gemäßigte Ausschreiben der sächsischen, in evangelicis beauftragten Minister im Sommer desselben Jahrs. Und das auch erst in der neueren besseren Zeit, in der eine richtigere Erkenntniß dieser Dinge sich überall um so mehr vorzubereiten scheint, je schwieriger es wird, mit den bisherigen Mitteln noch ferner auszukommen.

Bei der jetzigen Stellung jener mit den kirchlichen Dingen betrauten Behörde ist das für eine befriedigendere Thätigkeit ihr Haupthinderniß, daß sie eben gar zu sehr nur Behörde ist. Sie ist dermaßen in den Staatsorganismus verflochten, daß dieser sie sogar wie ein Stück seiner selbst hat behandeln können. In Dänemark werden die kirchlichen Dinge geradezu von der königlichen

Kanzlei regiert. Die dortigen Bischöfe geben in besondern Fällen nur Gutachten ab. — In Preußen waren die Consistorien bis jüngsthin zu bloßen Sektionen der Provinzialregierungen eingeschmolzen. Der Oberpräsident war demnach zugleich Präsident des Consistoriums. Wie schwer mochte es da nun sein, einen Mann zu finden, der so verschiedenen Rücksichten genügte? Paßte er für das Eine, so paßte er vielleicht nicht für das Andere. Will man mir zur Entschuldigung sagen, es komme ja beim Consistorio auf die Persönlichkeit des Präsidenten wenig oder gar nichts an, das sei ja nur administrativ; so erwiedere ich: Das ist eben unser größtes Unglück, daß es nur das ist und sonst nichts. — Für die Kirche Christi hat eine Thätigkeit ohne die Gesinnung des Thäters gar keinen Werth, und, was noch mehr ist, sie hat da gar nicht einmal ein inneres Recht zu sein.

In Sachsen ist auch der größte Theil consistorialer Befugnisse seit der neuen Verfassung in's Staatsministerium gezogen worden. Prinz Johann war damals, wenn wir nicht irren, Referent über diese Sache. Nach dem Gesagten könnte es scheinen, als sei das nun ziemlich einerlei, ob das Regiment aus der Hand der einen staatlichen Behörde in die Hand der andern übergehe. Allein den Consistorien war doch von früherer Tradition her immer noch ein gewisser Ueberrest kirchlicher Haltung geblieben, welcher den Regierungen und den Staatsministern durchaus abgeht. Konnte doch in Hessen-Darmstadt sogar ein römisch-katholischer Mann bis jetzt

Cultusminister sein (— eine Würde, die für die römische Kirche von wenig Einfluß ist —), und als solcher die oberste Leitung des evangelischen Kirchenwesens in Händen haben; in der That, Zeugniß genug, wie sehr jene Leitung aus der Art geschlagen, und wie namentlich das Wesentliche in ihr dort zu Lande scheinbar ganz überflüssig geworden war. — Dagegen ist in Baden aus einer „evangelischen Kirchensektion," zu welcher das Consistorium verunstaltet worden war, wieder ein evangelischer Kirchenrath geworden. Also aus dem Namen zu schließen, ein kleiner Anfang der Rückkehr zu richtigeren Grundsätzen. Aber gründlich wird doch nichts gebessert, ehe nicht Worte und Namen unter uns zur That werden und zur Wahrheit.

Wie der Zuschnitt der Dinge jetzt meistentheils ist, so scheint es fast, als sei da wohl noch Raum für tüchtige Examinatoren, geübte Rechnungsführer, verständige Rechtsgelehrte u. s. w., aber nicht für handelnde apostolische Charaktere. — Das ist nicht gut. — Ein großer Mangel für unsere Kirche.

Offenbar wird auch von dieser Behörde der Staat viel mehr berücksichtigt, als die Kirche; und wie sollte man sich darüber wundern, da sie so wenig einen allgemein kirchlichen, dagegen so vorherrschend einen territorialen Charakter hat? Man hat nie gehört, daß ein Consistorium sich mit einem andern in brüderliche Verbindung gesetzt hätte. Es hat dafür gar keinen Mund, keine Hand, keinen Fuß an seinem ganzen Leibe. Es

dürfte das auch gar nicht, außer in einzelnen Rechtsfällen. Denn was hat eine herzoglich-gothaische mit einer herzoglich-meiningischen Landesbehörde zu thun? Daß sie beide sollen Wächter sein des evangelischen Glaubens, Förderer und Mehrer des Reiches Christi, dieß, das Wesentliche, — tritt weit hinter dem Zufälligen und Unwesentlichen zurück, daß die eine gothaisch ist und die andere meiningisch. Daraus muß offenbar ein höchst beschränkter Gesichtskreis sich ergeben, ein rücksichtvolles, kleinliches, unfreies Wesen, vielleicht noch mit jener Aufgeblasenheit verbunden, die so häufig sich beschränkten Verhältnissen zugesellt.

Ich spreche das nicht bloß so im Allgemeinen aus, ohne dabei an besondere Fälle zu denken. Es ist z. B. vorgekommen, daß sich bei einem Landesconsistorio Männer zum Uebertritt in die evangelische Kirche gemeldet hatten, und diese Behörde half dazu nicht allein nicht, sondern legte sogar noch unnöthige Schwierigkeiten in den Weg. Weßhalb? — Aus höherer Rücksicht. — Aus Rücksicht für wen oder für was? Aus Rücksicht für den Fürsten, für die Staatsregierung. Es könnte ja sonst den Anschein haben, als befördere die Staatsmacht in diesem Lande den Proselytismus. Also wer wird da zunächst bedacht und besorgt? Der Fürst mit seinen Behörden. Und wer wird zuletzt berücksichtigt? Die Kirche, deren Consistorium dieß Consistorium ist. Alles die Folge schiefer Stellung. — Es würde aber gar Niemand daran denken können, wenn die Leitung der Kirche vom Staats-

wesen unabhängiger wäre. — Wie würde es Jemandem einfallen, in München oder in Wien, wo es von Proselyten wimmelt, und wo sie selbst in der Staatskanzlei sitzen, das den Beherrschern jener Länder oder ihren Staatsbehörden besonders beimessen zu wollen? Diese überlassen das ungehindert der Kirche und den Kirchlichen, es für sich abzumachen; und nachher stellen sie jene in solcher Weise zugekommenen Männer ungescheut an den Ort, wo sie ihrer Dienste glauben brauchen zu können. Dagegen mußte im Königreich Würtemberg ein von der nicht-evangelischen Kirche übergetretener Geistlicher auf lange Jahre in's Ausland wandern, weil er im Lande selbst keine Stelle finden konnte. Man sagt: wegen staatskluger Aengstlichkeit des landesherrlichen Consistoriums.

Steht es so damit, so sind wir ganz gewiß an dieser Stelle bedeutend krank. Es kann da weniger den Einzelnen ein Vorwurf treffen, als vielmehr den ganzen Organismus. Wie schlimm aber, gerade da, wo sich die Hauptkraft des kirchlichen Lebens sammeln sollte, in Unordnung zu sein! Welchen lähmenden Einfluß muß das auf jede richtige Bewegung ausüben, und wie manche heilsame Kraft muß dabei unerkannt, ungeweckt und unbenutzt verkümmern!

Das Oberhirtliche ist in Verwaltung und Polizei eingeschmolzen. Das Kirchliche ist zum „Geistlichen" zusammengeschrumpft. Zu einem befriedigenden Einwirken fehlen ganz wesentliche Punkte. Es fehlt die moralische

Macht kirchlicher Persönlichkeiten. Mittel, die einer wirklich kirchlichen Macht zu Gebote stehen, versagen hier ihren Dienst. Von dieser Stelle aus kann bei der lautersten Gesinnung etwas als Zwang erscheinen und Widerspruch finden, was von einer anders berechtigten Stelle aus ganz angemessen erscheinen muß. Der Staat wird durch diese Fassung des Kirchenwesens mehr geschwächt als gestärkt. Alles Unpassende oder Unerwünschte, was da geschieht, fällt, weil im Namen des Landesherrn, ihm zur Last. Das ist schlimm! — Es kann aber etwas Unpassendes um so leichter geschehen, weil die christliche Gemeinde viel empfindlicher und reizbarer ist einer solchen Behörde gegenüber, welche ihr mehr von oben her aufgesetzt ward, als aus ihr selbst hervorwuchs. Sie ist so staatlich, daß sie für eine helfende Berücksichtigung des Kirchlichen außer dem Staatsgebiet fast kein Herz und keine Hand hat. Kein festerer Knochen, kein aufrechthaltender Rückgrat ist in diesem Nothkörper, woran sich neue, frische Gestaltungen des christlichen Gemeindelebens anlehnen könnten, sondern eine gewisse Lahmheit, und daher ein Hinhalten und Hinschleppen des Bisherigen in den hergebrachten Bahnen.

Das ist wohl genug, um Jemandem, der die Kirche Christi noch für etwas Anderes hält, als ein jeweiliges brauchbares Möbel im Staatshaushalt, und der auch noch an bessere Zeiten der Kirche glaubt, den Wunsch auszupressen, es möchte anders sein, als es ist; wir möchten uns an dieser Stelle bei Zeiten verbessern.

Wie es scheint, sind auch Alle darin so ziemlich einig.

Wir haben unsere Darstellung ruhigen Ganges bis dahin kommen lassen in der Voraussetzung, daß jeder Theil bei diesem verschobenen Verhältniß wenigstens noch thue, was er könne, um es gut zu machen. Allein wenn wir dann finden, daß Kirchenämter ganz verstaatlicht und verweltlicht, daß z. B. Prälaturen oder Propsteien von der Staatsmacht vergeben werden, nicht um der Kirche neue Geisteskräfte zuzulegen, oder die vorhandenen besser und günstiger zu stellen, sondern lediglich um Pensionen zu ersparen, oder um wohlgesinnte Stimmen zu haben im Ständehause; wenn wir bedenken, wie diese Kirchenwürden schon lange ihre kirchliche Bedeutung fast oder auch ganz eingebüßt, dagegen nur ein Accidens, ihre staatsrechtliche Stellung, lediglich um des Staats willen, bewahrt haben, — so kommen wir beschämt an einem Punkte an, wo sich der traurige Schluß uns aufdrängt: Die, welche so verfahren im Kirchenwesen, die müssen entweder für die kirchlichen Dinge kein Herz und darum auch kein Verständniß haben, oder sie meinen es nicht ehrlich mit der Kirche.

Aber, wie soll man's machen? — Soll man's lieber ganz fallen lassen, soll man das auch noch, hinter den vielen Verlusten her, zum Fenster hinauswerfen, wie man es bereits mit den Chorherren in Zürich und zum Theil mit norddeutschen Domkapiteln gethan hat? — Das ist freilich das Leichteste, aber ob recht, ob weise?

— Haben wir etwa so großen Ueberfluß an freieren kirchlichen Punkten und an freieren Charakteren auf denselben? Ich denke, nicht.

Gut denn! — Reformation!

II.

Vom geistlichen Stande.

Es erleidet keinen Zweifel, daß alle Christen zu Geistlichen berufen sind, insofern sie bestimmt sind, Inhaber des Geistes zu sein, welchen Christus gesandt hat. Aber schon der Apostel Paulus unterscheidet in der Gemeinde Geistliche und Andere, wenn auch nicht in dem neueren Sinne des Worts. Geistliche sind ihm, die stark sind im Geistesleben, die sich von Sünden zu enthalten wissen (Gal. 6, 1). Damit stimmt überein, was Petrus sagt: Bauet euch zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind, durch Jesum Christ; — und weiter sagt er: Ihr seid das königliche Priesterthum, — daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch gebracht hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. (1. Petr. 2, 5. 9.) Dieß gilt offenbar allen Christen. Es ist das, was man das allgemeine Priesterthum der Christen genannt hat. Das Geschäft der Priester ist es, zu opfern und zu beten, es ist eben sowohl das Geschäft jedes Christen, dieß zu thun in Christi Namen. Jeder soll sich mit seinen Bitten selbst

Gott nahen, Jeder soll ihm die geistlichen Opfer des Lobes und des Dankes, die Opfer der Selbstverleugnung und der dienenden Liebe darbringen. Jeder soll ihn als den Heiland des menschlichen Geschlechts verkündigen, wie und wo er in seinem Stande kann. Je mehr dieß Alles von einem Christen geübt wird, desto mehr ist er Priester, Prediger und Geistlicher. Die Apostel mahnen immer fort, nach dieser Seite hin zu wachsen.

Allein das schließt jenes Andere nicht aus, daß sie besondere Personen in den Gemeinden bestellen, denen dieses Amt vor allen Andern obliegt. Wie das christliche Leben in der Gemeinde ein erst werdendes war (und noch ist), so machte sich auch schon damals die Thatsache geltend, daß, um jene Aeußerungen des christlichen Lebens in der Gemeinde gehörig durchzuführen und das christliche Leben selbst eben dadurch zu stärken, offenbar die Einen tauglicher und begabter seien, als die Andern. Die Folge davon ist: es werden von den Aposteln oder von den Gemeinden Einzelne zu besonderem Dienst im christlichen Gemeindewesen auserwählt, je nach ihrer besonderen Geistesgabe; und von den Aposteln oder ihren beglaubigten Sendboten werden diese Auserwählten durch Handauflegung und Gebet als im Namen Christi zu demselben Dienste und Amte in der Kirche Christi verordnet. Sie sind als aus der Gemeinde hervorgehoben die Sprecher der Gemeinde zu Gott, und durch die Ordination wiederum die Sprecher Christi zur Gemeinde. — Die Pastoralbriefe sind voll von Anwei-

sungen des Apostels Paulus an seinen bevollmächtigten Jünger Timotheus darüber, nach welchen Grundsätzen er sich der Tauglichkeit der zu verordnenden Männer versichern soll.

Zwischen diesen und den übrigen Christen ist nun zwar kein innerer Standesunterschied, da ja Alle im Grunde dasselbe zu thun haben was sie: Heilig leben, christlich beten, Christum verkündigen, den Glauben mehren u. s. w. Aber der Unterschied ist, sie thun das mittels der Ordination noch auf besonderes Geheiß und unter besonderer Segnung Christi, sie thun es auch als die dazu aus der Gemeinde Auserwählten und „Ausgesonderten," mit stetem Hinblick auf die Erbauung der Gemeinde. Sie sind einerseits Gemeindeglieder, sie fußen und wurzeln im christlichen Gemeindeleben; aber andererseits sind sie aus der Gemeinde über sie emporgehoben als deren Häupter und Hirten im Namen Christi. So stellt sich allerdings ein besonderer Stand in der christlichen Kirche heraus, zwar nicht ein besonderer Stand von Christen, sondern von „Geistlichen," von Dienern der Kirche, welche vor den Uebrigen das Wohlergehen der Kirche zu wahren und zu fördern haben. Es ist keine feste, in sich abgeschlossene Kaste, sondern es ist eine freie Auswahl des christlichen Volkes selbst.

Wir fragen: Nach welchen Gründen sind sie denn ausgesondert worden aus den übrigen Christen? — Nach ihrer inneren Erfahrung und Erlebniß von Christo (Gal. 1, 12). — Ja; aber wie mißlich ist das! Wie

leicht drängt sich da Falsches ein! Was für Zeugnisse sind denn für eine solche innere Erlebniß? Die verschiedenen Geistesgaben mit der Richtung auf die Erbauung der Kirche Christi. Zum Beispiel: Es sind da zwei oder drei Männer. Sie sind im Glauben auf gleiche Weise, in gleicher Stärke, Christo zugethan, also vor Gott, der nach dem Glauben, nach dieser tiefsten Stimmung der Seele, urtheilt, ganz gleich. Aber verschieden sind sie in der Weise und in der Stärke, in der sie ihren Glauben „zum allgemeinen Nutzen" darzulegen verstehen. Verschieden sind sie also in der Kraft ihrer Einwirkung, ihres Einflusses auf Andere. Darum wird nicht sowohl der Gläubigere, als der Wirkungsfähigere, der in irgend einer erheblichen Weise Tüchtigere aus ihnen ausgesondert und zu demjenigen Amte in der Kirche bestellt, wozu seine Tüchtigkeit ihn besonders zu befähigen scheint. Hat er klare, geordnete Erkenntniß Christi und dabei die Gabe der Mittheilung, so macht man hin zum Lehrer. Hat er Beredsamkeit, so macht man ihn zum Prediger (Propheten). Hat er besondere Ueberzeugungsgabe, so wird er zum Evangelisten (Missionsprediger) bestellt. Hat er Tüchtigkeit für äußere Verwaltung, so wird er zum Diakonus eingesetzt. Ist er Beides, tüchtig zum Regieren und geschickt zum Lehren, mächtig über die Geister, voll Einsicht und Umsicht, so macht man ihn zum Bischof. — Sie alle zusammen bilden dann den christlichen Klerus, den besondern geistlichen Stand, nicht als ob es außer ihnen keine „Geistliche"

weiter in der christlichen Gemeinde gäbe, sondern so, daß diese als besonders befähigt und berechtigt gelten sollen, die heilsamen Strömungen des neuen christlichen Lebens als öffentliche Kirchenbeamte in angemessenen Bahnen weiter zu leiten.

Doch warum dazu diese geordnete und gegliederte Aussonderung? Warum nicht diese Kräfte in der Gemeinde unausgesondert gelassen, so daß sie da nach freiem Trieb des Geistes gemäß dem jeweiligen Nothbedarf sich geltend machen können?

Antwort: Das ist geschehen um der Ordnung willen, ohne welche keine menschliche Gesellschaft, also auch die Kirche nicht, bestehen kann. Und um der größeren Sicherheit willen ist es geschehen. Es ist berücksichtigt worden, wie leicht ohne festere Ordnung auch Ungesundes in der christlichen Gemeinde sich geltend machen kann. Menschen sind Menschen, und auch christliche Menschen sind, wie die Sachen stehen, noch verleitbar. Da thut sich dann so leicht irgend eine besondere Kraft auf Kosten der übrigen hervor, und zieht, mehr als heilsam ist, die Richtung des Lebens und Denkens nach ihrer Seite hin, bis sie vielleicht an einer entgegengesetzten Kraft einmal ihren Meister findet. Es ist eine stete Gefahr vor Einseitigkeiten, weil der Einzelne nicht durch festere Ordnung in den gebührenden Schranken gehalten wird. Da ferner das Auftreten der besondern Kraft nicht so leicht durch Kräfte anderer Art vervollständigt und ausgeglichen werden kann, so ist deren Einwirkung möglicher Weise

eben so schädlich als heilbringend. Was kann sich alles Ungesundes einmischen in den Zug des Geistes! Eitelkeit, Herrschsucht, Phantasterei u. s. w. können da ungestört ihr Spiel treiben. Man hatte es ja erlebt in der korinthischen Gemeinde. Darum gibt der Apostel ganz genaue Anordnung, wie es im neuen Kirchenwesen mit diesem und jenem gehalten sein soll. Er fügt noch die Mahnung hinzu: Prüfet die Geister! — Also Ordnung, Schutz vor Willkür, vor Einseitigkeit und Thorheit.

Soll überhaupt in einer größeren Masse Menschen und für diese irgend etwas geschehen, so geschieht es am besten, wenn die dazu Tauglichsten aus den übrigen ausersehen und in sich selbst wieder nach passender Ordnung zusammengethan werden. So ist es auch von Anfang an in der christlichen Kirche gehalten worden. Die Apostel bilden dazu in sich selbst und in ihrem Amte den Anfang. Von ihnen herab zieht sich in allen Begebnissen auf diesem Gebiete als ein sichtbarer leitender Faden der auf die oben bezeichnete Weise gebildete geistliche Stand.

Es ist ein natürliches Ergebniß der Sache selbst, denke ich, daß wir in der christlichen Kirche so bald schon neben einer bestimmteren Form des christlichen Gottesdienstes auch ein geordneteres Regierungswesen und einen charakteristischen Organismus von kirchlichn Aemtern und Beamten vorfinden. Kein absonderliches Interesse ist darin einseitig bevorzugt worden. Im Gegentheil, es ist geschehen, damit das rechte Gleichgewicht aller geistigen Interessen desto sicherer gewahrt werden könne.

Wie nun aber bei uns? wie steht es damit in der evangelischen Kirche Deutschlands?

Prüfen wir hier zunächst die bei uns geforderten Bedingnisse zum Eintritt in's geistliche Amt. — Was ist es hauptsächlich, was beachtet wird, und wessen sucht man sich besonders zu versichern, bevor man die Bereitwilligen zum Kirchendienste zuläßt? — Sie werden von einem oder mehreren Kirchenräthen, die zugleich Theologen sind, geprüft. — Worüber geprüft: Etwa darüber, ob Christus in ihnen irgend eine Gestalt gewonnen, und ihnen danach irgend eine besondere Geschicklichkeit zum Reden oder zum Handeln in seiner Kirche mitgetheilt habe? — Nein, darüber nicht so sehr; das ginge auch nicht so leicht ab. Man prüft sie vielmehr, ob sie gehörig die Geschichte der Kirche wissen, ob sie die verschiedenen Glaubenssätze gehörig kennen und die Spaltungen, die aus dem Streiten darüber entstanden sind, ferner ob sie die heiligen Urkunden auch wohl auszulegen verstehen, und dann noch, ob sie einige Geschicklichkeit haben zu predigen und zu katechisiren.

Aber ist das Alles nicht etwas Gutes? — Freilich ist es etwas Gutes, nur sollte man das Eine thun und das Andere nicht lassen. — Wie so?

Man sollte über jenen geforderten und gefragten Dingen, die doch alle mehr oder weniger Dinge der Gelehrsamkeit sind, nicht vergessen, daß solches Alles wohl vorhanden sein kann, und der Inhaber eignet sich doch

im Grunde nicht zum geistlichen Stande. — Doch warum nicht?

Weil er vielleicht alle diese Dinge sich nur auf gelehrte Weise angeeignet, aber dabei jenen ursprünglichen Lehrmeister, jenes Grundbedingniß zum Dienst der Kirche, die persönliche Erlebniß von Christo als dem Heilande der Welt nicht aufzuweisen hat. Es ist merkwürdig, in welche Breite sich da die Werthhaltung eines formellen, accessorischen Bedingnisses, eines Luxusartikels, ausgedehnt hat, und wie dabei das Wesentliche, der nothwendigste Stoff, ganz übersehen zu werden oder doch nur nebenher zu laufen scheint. — Wie aus jenen von den Reformatoren geforderten „frommen und gelehrten Laien," welche das Kirchenregiment sollten führen helfen, ganz einfach Juristen — ob fromm, ob nicht fromm, gleich viel — geworden sind, so sind hier wiederum aus Pastoren und Bischöfen christlicher Gemeinden — vorzugsweise gelehrte Männer, Theologen, geworden. Der dreijährige Umgang der Jünger mit Christo hat sich danach zu dreijährigem Studiren auf hohen Schulen umgestaltet. Jenes: Prüfet die Geister, ist übersetzt worden in: Prüfet die Kenntnisse.

Aber dieses Letztere schließt ja jenes Andere gar nicht aus. — Nein, das thut es freilich nicht — es wäre sonst auch längst aus mit uns —; allein es schließt es auch nicht ein, und das ist schon schlimm genug.

Die übermäßige Werthlegung auf das Gelehrte scheint jede andere Rücksicht da zu verdrängen. Die ganze Vor-

bereitung und Vorbildung zum geistlichen Amt wird dadurch höchst einseitig und mangelhaft gemacht. Der Universitätsbesuch erscheint als unerläßliche Bedingung, um zugelassen zu werden. Hat Jemand nur das, was da gelehrt wird, gehörig sich angeeignet, so wird er gewiß ein gutes Examen machen. Weiter verlangen sie ja nichts mehr. Daher vor allen Dingen gelernt, gelernt! — Mitten in die Fluth von Systemen, mitten in den Regen von Meinungen, Standpunkten und Ansichten, worin die deutsche Nation auf Erden nicht ihresgleichen hat, wird der künftige Pastor unbarmherzig hinausgestoßen. Nun siehe du zu, o Seele, wie du dich hindurchfindest. Schwimme, junger Mann, oder — gehe unter! — Ganz vortrefflich ist das, wie sie es heißen: Es solle Jeder der Kommenden nach eigenem Urtheil sich entscheiden. Wenn Jeder nur auch hätte, wonach er da urtheilen soll. Daher am sichersten, bei Allen zu versuchen, daher am häufigsten, an Allem hängen zu bleiben, von Allem zu kosten, es passe zusammen oder es passe nicht. Nur daß er ja „auf der Höhe der Wissenschaft" stehe, das erscheint die allernöthigste Sorge. Daß er aber mitten in den Herrlichkeiten seiner Wissenschaft zu derselben Zeit vielleicht noch gar keinen Begriff hat von dem Inhalt der Verpflichtungen eines geistlichen Amts, daß er vielleicht bei allen Kenntnissen doch im höchsten Maße ungeschickt ist, um ein Seelenhirt zu sein in irgend einer Gemeinde, daß er weder recht zu trösten, noch zu mahnen, noch zu lehren versteht, daß überhaupt

die ganze Geschichte bei ihm mehr gelehrtes Studium als inneres Leben ist, — das wird darüber viel zu sehr unbeachtet gelassen. Ist er dann von Haus aus eine tüchtigere Natur und hat das Herz auf dem rechten Flecke, so holt er das Versäumte im Amte selbst wohl noch nach, und lernt nach manchen Mißgriffen das Rechte ergreifen. Ist er das aber weniger, so ermüdet er über vergeblichen Versuchen und läßt's zuletzt gehen wie es mag. Die schwankende Erkenntniß hat ihn selbst schwankend und schwach gemacht. Das Unglück ist: sein Wesen wird in keinem festen Punkte heilsam zusammengehalten. Offenbar sollte die Kirche ihm dieser feste Punkt sein. Aber was die Kirche sei und sein müsse, wie wenig wird das von den Unsrigen bedacht und gewußt!

Ich kann mir denken, daß Jemand, ohne auf hohen Schulen Theologie studirt zu haben, doch sehr gut im Christenthum und in der Bibel zu Hause wäre, daß er die hohe Schule der Nachfolge Christi durchgemacht hätte, daß er auch Geist und Gaben hätte, um aus dem Schatze seiner Lebenserfahrung Andern mitzutheilen, daß er über die Geister mächtig wäre, — warum wird ein Solcher nicht ordinirt, und warum werden dagegen Inhaber der theologischen Hochschulwissenschaft ordinirt, die das nicht inne haben? Denn ohne Zweifel wird ja ein Solcher ein viel würdigeres Glied des geistlichen Standes und ein viel heilsameres Werkzeug im Haushalt der Kirche sein, als jene Andern, welche durch die Pforte bloßer Gelahrtheit, durch bloße Formalia und Accessoria herein-

gekommen sind. Das würde uns bedeutend stärken, denke ich, und es würde uns auch der apostolischen Zeit näher bringen.

Ja, aber die Bildung, die darf man doch auch nicht bei Seite setzen, zumal in jetziger Zeit. — Freilich nicht. Aber Gelehrsamkeit und Bildung sind doch auch nicht einerlei. Es kann ungebildete Gelehrte, und ungelehrte Gebildete geben. Daß ein reicher Schatz von Gelehrsamkeit innerhalb der Kirche ist, das ist gewiß sehr gut; aber daß eine persönliche Theilnahme an diesem Schatz unerläßliche Bedingung zum Kirchendienst ist, ja noch mehr, daß sogar eine bestimmte Art und Weise, wie diese Theilnahme erlangt werden soll, der Universitätsbesuch, vorgeschrieben ist, das muß dem kirchlichen Wesen nothwendig eine schiefe Richtung geben, muß es unfrei machen in sich selbst und den gesunden Umlauf seines Herzbluts hindern.

Man kann allerdings auch Gründe haben, zu denken, es sei noch ein Glück, daß auf diese Weise durch's theologische Studium Manche zur Erkenntniß Christi kommen, welche sonst vielleicht nicht dazu gekommen sein würden, welche durch das Leben und die eigene Lebenserfahrung in der That nicht dazu gekommen sind. Wie wäre auch sonst die Erscheinung zu erklären, daß die Theologen, welche doch schwerlich weder begabter, noch erfahrener und besser, als die übrigen sind, nachher vor den übrigen für diese Dinge in die Schanzen treten? Aber dieser Weg vorzugsweise durch's theologische Studium zu Christo ist doch

immer ein höchst einseitiger und mangelhafter, wenn er nicht auf dem fruchtbaren Boden persönlicher Frömmigkeit gemacht wird. Vielleicht wird wenigstens noch eine günstige Stimmung der Seele aus der früheren Jugend mit herübergebracht, welche nun leitend und fördernd dem richtigen Verständniß aufhilft. Wo nicht, so steht der angehende Theologe unter Allem, was er hört und sieht, wie vor böhmischen Dörfern und weiß sich auf dem großen Felde nicht zurecht zu finden, bis er zuletzt sich irgend einem Führer, der ihm gerade in den Weg kommt, auf gut Glück anhängt.

Es ist nicht zu verwundern, daß er nachher im Amte das anbringen muß, was er allein durch's Studium gelernt hat. Er hat ja sonst nichts zu geben. Er gibt nur das wieder, was ihm zuvor der Professor gegeben hat, der ihm am meisten gefiel. Statt den Menschen durch sein Predigtamt von Sünden zu helfen zur Heiligung ihres Lebens, statt Buße und Glauben zu predigen, und die Seligkeit der Kinder Gottes, so wie das Gericht Gottes über die Uebelthäter, statt sie ferner zu orientiren über alle ihre Lebensverhältnisse, — hört man ihn dann etwa von der Entwickelung des christlichen Bewußtseins reden, von der Freiheit des Geistes, von Standpunkten, Auffassungen und Ansichten. Mit Einem Wort: Statt aus frischem Quell des Lebens das Leben zu reinigen, zu tränken und zu bilden, kaut er die alten Schulbrocken wieder durch, die er selbst noch nicht hat verdauen können. — Und vor wem thut er das? Vor

solchen, die sie auch nicht werden verdauen können. Wie könnten sie auch; sie sind ja, wie sie da geboten werden, ohne eigentlichen Nahrungsstoff, ohne Inhalt, wie zehnmal abgekochtes Fleisch.

Wenn nach einer so einseitigen Vorbildung, in welcher nur auf Kenntniß, nicht aber auf rechte Ordnung des Lebens Bedacht genommen, die ganze Haltung dieses Standes nachher einen einseitigen Zuschnitt hat, so ist das ein ganz natürliches Ergebniß aus dem Vorigen. Es scheint mir auch, als verliere die christliche Sache dabei eben so viel, wie sie dabei gewinnt, wenn kein Anderer als ein Gelehrter ein Diener des göttlichen Worts, ein Haushalter über die Gnadengaben des christlichen Geistes sein kann.

Hat man ja selbst neuerdings gehört, daß das Tübinger-Stift, aus welchem fast die ganze würtembergische Geistlichkeit hervorgeht, ein bloß wissenschaftliches Institut sei. Also auch da selbst, wo die wahren Prinzipien viel näher zur Hand zu liegen scheinen, als anderwärts, wo neben dem Studiren noch die bildende Kraft religiöser Gemeinschaft, der Segen einer christlichen Hausordnung erfahren werden könnte, auch da werden sie durch den allgemein vorherrschenden Irrthum überflügelt. Ist das Tübinger-Stift seiner Wirkung nach dennoch mehr als ein bloß wissenschaftliches Institut, so bezeugt das, wie sich die Wahrheit auch noch mitten unter irrthümlichen Grundsätzen und Maßnahmen mit unsichtbarer Kraft ihre gerechten Wege zu bahnen weiß.

Auf das Erstarken jener einseitigen Vorbildung unserer Geistlichen ist das nicht ohne Einfluß gewesen, daß man für das neue Kirchenwesen ganz besonders unterrichteter Prediger zu bedürfen schien. Es war ja auch, wie die Sachen sich allmälig machten, fast keine andere Thätigkeit in der Kirche und für die Kirche geblieben. Die verschiedenen Geistesgaben und Aemter waren so ziemlich in dieses Eine, in das Predigtamt, zusammengeschrumpft. Für die Ausübung anderer Gaben hatte man im kirchlichen Organismus so gut wie gar keine Stelle mehr. Das Bedürfniß danach wurde znm Theil kaum noch gefühlt. Spekulirende Gottesgelehrte und beredte Kanzelmänner, das waren nun die einzigen Größen, für die ein solches Kirchenwesen noch Raum bot. Die Helden, die es erzeugte, waren sinnende und redende Helden. Wo war da noch jene Herrlichkeit apostolischer Hirtentugenden, wo jene Seelengröße im Dienen und im Handeln!

Statt daß sich daher alle Stände der Christenheit im geistlichen Stande wiederfinden und zusammenfassen sollten, nahm dieser vielmehr einen kastenartigen Charakter an, indem er sich großentheils aus sich selbst rekrutirte. Es kann auch das sein Gutes haben, das ist nicht zu leugnen. Der Sohn kann im Hause eines tüchtigen Vaters Manches schon vom Hören und Sehen lernen, was ihm nachher sehr zu Statten kommt. Und es ist nicht unbillig, in einem Pastorenhause noch eher als anderwärts eine christliche Ordnung vorauszusetzen. Aber

es liegt doch die Gefahr des Handwerksmäßigen und Schleppenden da sehr nahe. Es tritt nicht genug frisches Blut in die geistliche Körperschaft. Die Anschauungen und Lebenserfahrungen der verschiedensten Stände, und jene Dispositionen zum Handeln, die daraus entstehen, finden hier nicht so leicht einen Anknüpfungspunkt, eine Stätte zu befriedigender Thätigkeit. Die Sache kömmt mir ungefähr so vor: Statt daß der geistliche Stand im Körper der Kirche gebildet sein sollte aus dem besten Blut, den edelsten Nerven, den stärksten Muskeln, den besten Köpfen dieses Körpers u. s. w., ist er vielmehr gar zu ausschließlich nur Nerv, oder Blut, oder Muskel, oder Kopf, oder was man will.

Daher denn die Erscheinung, daß der geistliche Stand fast nur einer bestimmten Klasse der bürgerlichen Gesellschaft angehört, in der Regel dem gebildeten Mittelstande, während namentlich die höheren Stände — z. B. der Adel — wenig oder gar nicht in ihm vertreten sind. Das sicherlich nicht, weil diese zu gottlos oder zu geistlos wären, um von ihren Söhnen auch einige zum besondern Dienste der Kirche Christi darzubringen, sondern offenbar, weil da keine Aemter sind, die den Anschauungen und Sitten dieser Stände entsprechen. Sie scheinen aus ihrem Stande heraustreten zu müssen, um der Kirche zu dienen. Ein Nachtheil bleibt das immerhin, sowohl für den geistlichen Stand, wie für die Sache selbst. Es gibt dem geistlichen Stande leicht jenen Ständen gegenüber eine gewisse gedrückte Haltung, die dann erst von Ein-

zelnen durch besondere persönliche Herzhaftigkeit überwunden werden muß. Und auf der andern Seite hindert gerade die gelehrte Bildung oft genug, sich mit den untern Klassen der Gesellschaft gehörig zu verständigen.

Sehen wir hiernach auch noch das Amt selbst und die Amtsführung unserer evangelischen Geistlichen, wie sich das nun gestaltet hat, näher an. Wir fragen da zunächst: In wessen Namen und aus wessen Macht stehen sie da? — Doch wohl im Namen und aus der Macht Christi. — Aber Christus wohnt hoch. Darauf könnte sich ein Jeder berufen. — Daher, was für Zeugniß haben sie dafür aufzuweisen? — Das Zeugniß, daß sie das thun, was der Herr in seiner Kirche zu thun geboten hat. — Aber woher wissen sie das; sie haben ja den Herrn nie mit Augen gesehen? — Sie wissen es aus der heiligen Schrift, in welcher es von den ältesten Jüngern aufgezeichnet ist. — So müssen sie wohl diese heilige Schrift verstehen, um das zu wissen? — Freilich müssen sie das. — Was müssen sie aber thun, um sie zu verstehen? — Sie müssen sie auslegen. — Wie auslegen, doch offenbar wohl richtig? — Jedenfalls. — Aber wenn nun gerade darüber Streit ist, welches die richtige Auslegung sei, wer soll dann entscheiden, wo man die Wahrheit zu finden habe? — Etwa das Consistorium, oder der Superintendent, oder jeder einzelne Pastor, oder die Gemeinde? Ich frage, wer hat ihnen dazu die vollständige Einsicht und Macht gegeben?

Dieß führt uns wieder auf eine schwache Stelle un-

seres kirchlichen Wesens, auf den Mangel eines genügenden kirchlichen Organismus und einer darin gegebenen allgemein anerkannten kirchlichen Autorität. Weil diese fehlt, oder doch sehr in's Unsichtbare, in's Zweifelhafte zurücktritt, so steht der evangelische Geistliche fast nur auf sich selbst angewiesen da. Er muß durch persönliche Tüchtigkeit, so gut er vermag, die Leute von seiner höheren Sendung zu überzeugen suchen. Sein Einfluß ist fast nur ein persönlicher. Er ist mehr auf seine eigene Faust hin thätig. Kein festerer Boden ist ihm unter den Füßen. Keine angemessene Schlachtreihe hat er bei seinen Bewegungen hinter sich, auf die er im Nothfall recurriren könnte. Alles muß er durch Ueberzeugung machen und wieder durch Ueberzeugung. Wo diese, sei es aus Eigensinn, oder Bosheit, oder Schwachheit des andern Theils, nicht zu erreichen ist, da ist sein Reich zu Ende!

Sicher hat auch das seine gute Seite. Es ist dazu geeignet, dem in sich Stärkeren ein heilsamer Antrieb zu fortgesetzter Rührigkeit zu sein. Aber die weniger starken Naturen — und auf die muß man doch auch Rücksicht nehmen — wird das nur noch mehr schwächen, da die Mittel, über welche sie zu gebieten haben, nicht ausreichen, um da immer die rechte Haltung zu bewahren.

Weil Alles gar zu sehr aus einander, und der Geistliche meist auf sich selbst angewiesen ist in seinem Thun und Lassen, so fehlt ihm leicht jener feste Sinn, jene herrliche Sicherheit der Glieder am Ganzen. Wie mancher Fehlgriff, wie manche falche Bewegung wird da

gemacht auf dem wenig umgrenzten Gebiete seiner Verpflichtungen! Des eigenen Lebens Kleinheit stimmt ihn nothwendig zum Kleinlichen. Der Mangel an Aussicht in die Weite hemmt die Einsicht in die Tiefe. Das Alltägliche macht sich geltend, und das Ordinäre drückt ihn fast zu Boden, weil ihn die Kirche erst vorschiebt, aber dann stehen läßt, es gehe wohl, oder es gehe übel.

Dazu kommt noch, daß die organische Vereinzelung, in der er lebt und thätig ist, leicht auch die Wirkung hat, daß er zu sehr von sich selbst überzeugt wird, um so mehr, je weniger er in einem lebendigen Kirchenorganismus seine Ergänzung und seinen Meister findet. Auf dieser Seite kann es dann um so eher bis zur geistlichen Aufgeblasenheit kommen, weil er sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so sehr als Diener der Kirche Christi, sondern vielmehr als Gelehrter, als Theologe fühlt.

Gar zu oft muß der Einzelne sich das aneignen, was eigentlich dem Organismus im Großen und Ganzen zukommt, wobei ihn aber der mangelnde Organismus im Stich läßt. Kein Wunder, wenn es dahin hat kommen können, wohin es gekommen ist. Kein Wunder, wenn die Willkür den Thron ihrer Verwirrung mitten in der Kirche aufgeschlagen hat. Kein Wunder, wenn die Einen nun als ehrwürdige Mückenseiger dastehen, und die Anderen noch mehr als ehrwürdige Kameelsverschlucker. — Genöthigt, immer auf das eigene Ich zurückzugehen, haben sie sich benommen wie die Herren, nicht

wie die Diener des Worts. Es hat verworrenes Rufen genug gegeben. Die Herolde derselben Macht sind mit Aufträgen hervorgekommen, wovon der eine ganz anders lautet als der andere. Der Frieden wird angeboten unter ganz verschiedenen Bedingungen. Da hat der Zweifel Raum gewinnen müssen, wo Glauben gefordert ward. Allgemeine Ungewißheit ist entstanden, und allgemeine Unwissenheit droht ihr nachzufolgen. Vielen ist das Licht schon ausgegangen; und es ist um so schwerer, daß sie wieder zur Wahrheit kommen, weil es nicht ein Irrthum ist, der sie gefangen hält, sondern Verwirrung.

Wenn es aber einmal klar eingesehen wird, woran es liegt, so steht doch noch zu hoffen, daß dafür Rath werde.

III.

Vom Predigen.

Durch die Predigt des Worts hatte sich die Reformation großentheils ihre Bahn gebrochen zu den Herzen. Aus ihr ward für die vorhandene Unwissenheit Belehrung, für die Ungewißheit Zuversicht, für die Schwachheit Stärkung gewonnen zum christlichen Leben. Es ist daher kein Wunder, wenn die Reformatoren dieß bis dahin so zurückgedrängte Stück des christlichen Kirchenwesens ganz besonders empfahlen, ja wenn sie es sogar für das Hauptstück des christlichen Gottesdienstes erachten konnten. Ihr Verdienst ist es, daß die Predigt des Worts wieder in ihr apostolisches Recht eingesetzt ward; — und das ist ohne Frage ein sehr großes Verdienst.

Nun ist es aber möglich, daß etwas in besonderen Zeitumständen mit Recht besonders hervorgehoben wird, was nachher wieder in seine natürliche Stelle unter den übrigen Dingen zurücktreten muß, wofern die gute Ordnung nicht Schaden leiden soll. Es kann auch etwas in Verbindung mit andern Dingen durchaus angemessen, und unbedingt heilsam sein; aber bleiben die andern

Dinge aus, und soll es dann allein die gewünschte Wirkung hervorbringen, so versagt es nicht nur dazu seinen Dienst, sondern bringt wohl gar die entgegengesetzte Wirkung hervor. Etwas dem Aehnliches scheint auch unter uns begegnet zu sein. Hörte man in der Reformation wohl aussprechen: Man müsse nur Gottes Wort und wieder Gottes Wort hören; verstand man das ausschließlich von der Predigt, und legte darauf den größten Werth, daß sie fleißig gehalten und gehört würde; — so sind die Nachkommen jener Vorkämpfer nun zum Theil an einem Punkte angelangt, wo sie gar keinen Werth mehr darauf legen, die Predigt zu hören, ja die Predigt selbst ist zum Theil an einem Punkte angelangt, wo sie vieles Andere, aber Gottes Wort wohl nicht mehr ist. Woher ist das gekommen? Etwa aus der zunehmenden Bosheit der Menschen? — Nein, aus unrichtigen, weil unpädagogischen, Prinzipien.

Hatte zuvor die Messe Alles thun sollen in der Kirche, hatte sie mit ihren Gebeten und symbolischen Formen am Altare fast allen Raum des christlichen Gottesdienstes für sich hingenommen, so kam nun hingegen die Kanzel mit ihrer Predigt in der evangelischen Kirche zur Oberherrschaft, und schob den Altardienst mit seinen geistlichen Opfern, seinen Gebeten und Danksagungen in den Hintergrund. Weil das Eine wie das Andere eine kirchliche Einseitigkeit ist, so war der Erfolg dort wie hier der gleiche: Mangel an Befriedigung. Aber dort zeigte sich dieser Mangel als Suchen nach Erkenntniß, nach Be-

lehrung, und hier als Ueberdruß an der Predigt, in dem Gefühle, man sei genug beschult.

Ganz gewiß war die Predigt des Evangeliums, das ist: die Verkündigung der durch Jesum Christum dem Menschengeschlechte erworbenen Versöhnung mit Gott, verbunden mit der Aufmunterung zur Nachfolge Christi, ein wesentliches Stück des apostolischen Gottesdienstes, aber nicht das einzige Stück. Im Gegentheil, es ist auch da schon verbunden mit Gebeten und Lobgesängen und heiligen Handlungen. Wir erfahren, daß die apostolischen Christen in ihren Versammlungen „Gott lobten mit einfältigem Herzen," daß sie „das Brod brachen hin und her in den Häusern," daß „sie beständig blieben in der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, im Brodbrechen und im Gebet" u. s. w. Daß sich diese Stücke schon unter den Aposteln selbst zu einer festeren gottesdienstlichen Ordnung gestalteten, erfahren wir aus den Briefen Pauli, der sogar sehr in's Einzelne gehende Anordnungen für den Gottesdienst der korinthischen Gemeinde gemacht hat. Er schreibt ihnen, wann man beten und wessen im Gebet zuerst gedacht sein soll, wie man dabei sich verhalten soll, ob sitzen oder stehen, ob mit bedecktem oder unbedecktem Haupt u. s. w. Danach dürfen wir wohl schließen, daß auch andere Stücke gottesdienstlicher Ordnung, deren zu erwähnen dort keine Veranlassung war, nicht minder von den Aposteln bedacht und eingerichtet worden sind.

Hat uns namentlich die Apostelgeschichte davon we-

niger mitgetheilt, so kommt das daher, weil sie hauptsächlich Missionspredigten berichtet; denn sie hat es vor Allem mit der ersten Ausbreitung des Christenthums und mit seinen Schicksalen in der zu erobernden Welt zu thun. Da tritt Alles, was mehr zur inneren Hausordnung gehört', ganz natürlich in den Hintergrund zurück. Daß ohnehin bei Missionsreden, wie die am Pfingsttage, oder vor dem Hohen Rath zu Jerusalem, oder auf dem Areopag in Athen, oder nachher vor Festus und König Agrippa, daß da von keiner Ordnung der Gebete, von keiner Liturgie die Rede sein kann, ist wohl natürlich. Dieß ist viel zu sehr übersehen, jene freien Missionspredigten sind mit unserm Predigen in den Kirchen zu einer schon christlichen Gemeinde verwechselt worden.

Dagegen, wo es sich dort um das Leben und Thun innerhalb der christlichen Gemeinde selbst handelt, da erwähnt auch die Apostelgeschichte schon eines solchen Stückes im Gottesdienst, welches neben der eigentlichen Predigt hergeht. Denn was kann jener Ausdruck im 13. Cap. Vers 2: „Da sie nun dem Herrn dienten" (*λειτουργούντων δὲ αὐτῶν τῷ κυρίῳ*), — was kann der anders bedeuten als: Da sie nun beteten und dem Herrn das Opfer des Dankes und des Lobes darbrachten. — Jenes griechische Wort wird doch nicht gar auch Predigen heißen sollen. Der heil. Geist ertheilt solche Aufträge, wie sie dort berichtet werden, wohl nicht, während man zum Volke predigt, sondern während man sich im Gebet und

Flehen zu Gott wendet. Es ist zugleich diese Thatsache in einer Weise da hingestellt, daß man wohl sieht, es geschah etwas Bekanntes, etwas Uebliches. Erfahren wir daher auch über die Anordnung und über den Inhalt dieser üblichen Gebete nichts Näheres, so genügt es vorerst schon zu wissen, daß überhaupt Solches stattfand; und es ist nicht unvernünftig zu denken, daß das, was uns im zweiten Jahrhundert Justinus der Märtyrer, im dritten noch ausführlicher die apostolischen Constitutionen über den christlichen Gottesdienst melden, nur die Durchführung und Fortbildung von dem sei, was die Apostel selbst schon zu ihrer Zeit passend befunden und geordnet hatten.

Kommen wir nun zu uns selbst zurück. — Die in der Reformationszeit aus dem vorgefundenen Meßdienst herübergenommenen liturgischen Formen sind in Deutschland allmälig mehr und mehr zusammengeschmolzen. An manchen Orten ist davon kaum noch eine am Altare gesungene Collekte mit Vorlesung des Evangeliums oder der Epistel geblieben. Der Sinn dafür war verloren gegangen, das Verständniß in Folge davon auch. Alles sollte die Predigt thun und thun können. Auf sie schien in den kirchlichen Versammlungen jedes Stück vor ihr und nach ihr berechnet zu sein. Man ging nicht sowohl mehr in die Kirche, als „in die Predigt," gerade so, wie die Andern „in die Messe" gingen. Man wußte fast nur noch von dem „Prediger" und von „Zuhörern" in der Kirche. Daher wurden auch die Gesänge, weil

ja nur vorbereitend, versäumt, ohne daß man dachte, es sei etwas Sonderliches eingebüßt, wenn man nur noch zeitig genug zur Predigt kam. Nach der Predigt wiederum hielten die meisten nicht aus bis zu Ende der paar Gesangverse, die noch folgten, sondern griffen rasch nach dem Hut, hielten ihn zum stillen Gebet vor's Gesicht und eilten dann ohne Aufenthalt der Thüre zu. So war ein gut Stück des Anfangs und des Endes vor ziemlich leeren Stühlen. Ganz natürlich, daß man vorne und hinten abschnitt, was man irgend konnte. Ja, der übergroßen Biegsamkeit! Der Segen, welcher an den Schluß des Gottesdienstes und vor den Altar gehört, ward nun an einzelnen Orten unmittelbar nach der Predigt von der Kanzel gesprochen, recht, als ob man anzeigen wollte: Nun ist's eigentlich aus. Das Folgende ist nur Nachtrab. Daß bei diesem Verfahren hier einmal dieses, und dort wiederum jenes stehen blieb, was schadete das! Das schien ja ganz einerlei zu sein. Ward doch wenigstens überall gepredigt; alles Andere war ihnen ja Nebensache.

Bei dieser Anschauung der Dinge mußte es auch dahin kommen, daß das Sakrament des heiligen Abendmahles, früher der Mittelpunkt des christlichen Gottesdienstes, jetzt als ein Stück für sich, ganz außerhalb dieses Gottesdienstes gedacht ward, daß man es der persönlichen Stimmung des Einzelnen anheimstellte, es zu feiern oder nicht, kurz daß es sich aus dem Gemeindeleben immer mehr in's Privatleben zurückzog. Dadurch

verlor der Gottesdienst noch mehr den Charakter eines gemeinsamen Handelns in Christo und bildete sich um so ausschließlicher zu bloßem Reden, Belehren und Ermahnen um. Haben ja selbst die gesungenen Kirchenlieder, vom allgemeinen Strome fortgezogen, in diesen Ton mit einstimmen müssen. Statt daß die Richtung auf Gott in ihnen vorherrschen sollte, statt daß es vornämlich Lobgesänge, Danklieder, Bitten u. s. w. sein sollten, herrscht Selbstbetrachtung, Belehrung, Ermahnung oder Gemüthsstimmung auch in ihnen gar zu sehr vor. Auch da ist das liturgische Element wieder in's homiletische und katechetische aufgegangen. Die älteren sind zum Theil stark dogmatisch doctrinirend, die neueren dagegen häufig so sehr mit persönlichen Gefühlen angefüllt, daß sie sich wohl zum Hausgebrauch, aber nicht wohl für die Kirche eignen.

„Nun ja, mag es damit sein, wie es will, so ist doch die Predigt noch da, und das ist ja die Hauptsache."

Ich denke aber, es ist ein gefährlicher Irrthum, im Gottesdienste Alles so ausschließlich von der Predigt und ihrem Anhange zu erwarten. Luther würde gesagt haben, das sei Schwarmgeisterei. Es ist weder evangelisch, noch ist es vernünftig. Das erstere ist oben bereits besprochen worden, über das letztere jetzt noch einige Bemerkungen.

Die Predigt ist zunächst die Sache des Predigers. Der Prediger ist aber, mit Erlaubniß zu sagen, auch ein Mensch und als solcher mancherlei Schwächen unter-

worfen. Er hängt ab von Talent, Geschick, Stimmung, Sorgen, Kummer u. s. w. Daher wird er sicherlich das eine Mal besser predigen, als andere Male. Aber gesetzt auch, er predigt heute besonders gut, so predigt er doch wahrscheinlich nur für einen Theil seiner Zuhörer gut, um so eher, je mehr er in besondere Stücke des christlichen Lebens und der christlichen Erfahrung eingeht. Denn dieß heute hervorgehobene Stück findet vielleicht nur bei der Hälfte seiner Gemeinde Anklang und Verständniß. Wo bleibt dann die andere Hälfte? Sie geht wenig erbaut oder unerbaut aus der Kirche, in welcher nichts als diese Predigt zu finden gewesen ist.

Bedenken wir nun, wie doch immer unter vielen nur wenige geborene Redner sind, bei denen jedes Mal mit einer gewissen Zuversicht auf Belehrung und Stärkung des Glaubens gerechnet werden könnte, ferner wie jeder Prediger mehr oder weniger von persönlichen Stimmungen und Umständen abhängt, die auf sein jedesmaliges Predigen fördernd oder hindernd einfließen, und denken wir dann noch an die hohe Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelt, an den Frieden der Seelen mit Gott, — so kommen wir zu dem Schluß: Es ist ein gefährliches Ding, daß die christliche Gemeinde in ihrer Erbauung so ausschließlich auf die Predigt und auf den Prediger angewiesen sein soll. Und es ist eine gar zu schwere Last auf den Schultern eines gewissenhaften Predigers, das christliche Leben in der Gemeinde dermaßen von seinem Talent und seinem Fleiß, von seiner Macht

und seiner Ohnmacht über die Geister abhängig zu wissen. Wer kann das auf sich nehmen, ohne darob zu erzittern!

Der gottesdienstliche Organismus sollte da offenbar zu Hülfe kommen. Es geschieht aber nicht. So muß denn der Prediger das Wasser des Lebens immer aus sich selbst herauszupumpen suchen, so gut er kann. Es schmeckt dann aber auch leicht um so mehr nach ihm selbst, je weniger er dabei von einem wohl organisirten Kirchenwesen gehalten und geregelt wird.

In der Predigt tritt immer das Persönliche des Predigers ganz besonders mit hervor. Es ist auch gar nicht anders möglich, da die Predigt allerdings das Bild Christi bringt, aber doch immer durch die besonderen Augen des Predigenden gesehen und mit seinen Farben gemalt. Er predigt den Christus des Evangeliums, aber so, wie derselbe in ihm selbst lebt, denkt und handelt, oder wie er wünscht, daß er das thun möchte. Sind daher große oder reiche christliche Persönlichkeiten da, so kommen ausgezeichnete Predigten von ihnen zum Vorschein, die nach allen Seiten des Lebens hin ihre zündenden Funken schlagen; aber im entgegengesetzten Falle kommen beschränkte Predigten, aufklärende, gefühlige, erschütternde, trockene u. s. w., jedes Mal nach dem vorherrschenden Charakter des Predigers. Dieser vermag das Beschränkte seiner persönlichen christlichen Erfahrung um so schwerer zu vervollständigen, je weniger ihm auch noch durch eine in's Einzelne gehende Seelsorge oder durch Privatbeichte

die Erfahrungen anderer Christen zu Gebote stehen. Hat man daher in der nichtreformirten katholischen Kirche oft genug Abgeschmacktheiten, Uebertreibungen u. s. w. in der Predigt zu hören bekommen, so bekommt man dagegen bei uns leicht Allgemeinheiten zu hören, die da stellvertretend einrücken müssen, wo der Mangel eigener Lebenserfahrung nicht mehr hinreicht, ohne Leben, unersprießlich, zur langen Weile.

In Zeiten allgemeiner Bewegung und Begeisterung wird auch der Kleinliche und Unvermögende wohl vom Strome der herrschenden Ideen in die Höhe gehoben, so daß er mehr vermag als sonst, da bekommen auch die hohlen Töpfe Ton und fangen an wie Glocken zu klingen. Da ist die Rede ganz besonders noth, und ganz besonderer Drang ist, sie zu hören. Da wird auch die Gabe der Rede vom Geiste in ganz besonderer Fülle ausgetheilt. Aber werden darauf hin besondere Einrichtungen begründet für immer, so müssen diese sich als mangelhaft erweisen, sobald der Alltagsgang des Lebens zurückgekehrt ist. Es kommt mir vor, wie wenn ein Müller seine Mühle nur bei hohem Wasserstande bauen, und die Räder nur auf hohen Wasserstand einrichten würde. Kommt nachher der dürrere Sommer, so ist Gefahr, daß sie still stehen.

Die Reformationszeit war eine solche Zeit der Bewegung. Zum freien Reden war da besonderer Drang und besonderer Zulauf. Aus ganz natürlichen Gründen mußte die missionäre Thätigkeit zunächst alle andern kirch-

lichen Lebensäußerungen überflügeln. Hat sich das aber für andre Zeiten nicht als gleichbewährt erwiesen, weil diese noch andere als vorzugsweise missionäre Bedürfnisse haben, so steht man auf dem Punkte, sich umzusehen, woran es liegt, und das Mangelnde danach zu verbessern.

Man hänge sich nur nicht an vorgefaßte Grundsätze, sondern betrachte die Dinge ganz einfach, wie sie sich nothwendig machen mußten, und wie sie nun sind. Da kommen blutjunge Candidaten so eben von der Universität, machen ihr Examen, und stellen sich sofort hin, um zu predigen. Was zu predigen? Das Evangelium von der Welterlösung. — Wem zu predigen? — Alten, erfahrenen Männern, Armen und Reichen, Klugen und Thörichten, Glücklichen und Unglücklichen, Weibern und Kindern, — sie selbst vielleicht noch ziemlich unerfahren, noch Kinder in Christo. Wenn man die Sache nicht bloß von rednerischer Seite nimmt, so hat es, zum Mindesten gesagt, etwas Unpassendes, daß diese die Aelteren, die Ergrauteren stärken und ermahnen sollen. Nur durch die Zeugnisse höherer Berufung, durch besonderen Geist und Gaben (Timotheus!) kann man damit ausgesöhnt werden, daß die, welche das apostolische Amt der „Aeltesten" (Presbyter) in der Kirche ausüben, an Jahren noch so überaus jung sind. Jene Zeugnisse lassen aber auch recht oft auf sich warten, und — das Unpassende bleibt in seiner Macht und in seinem Recht.

Um eine feste und klare Erkenntniß der christlichen Wahrheit zu erzeugen, ist sicher kein besserer Weg als der durch's Wort in Predigt und Unterricht. Aber es kann eine solche Erkenntniß auf diesem verständigen Wege gewonnen sein, ohne daß sie den Willen des Menschen zum Gehorsam nach sich zieht. Da bedarf man denn nicht sowohl der Belehrung, als vielmehr der heilsamen Eindrücke, welche dem Willen die rechte Richtung geben. Diese Eindrücke kann bei sehr vielen Menschen ebenfalls das anregende Wort einer kräftigen Predigt am besten hervorbringen. Es gibt aber auch Stimmungen und Gemüthszustände, welche sich der Einwirkung durch's Wort gern entziehen. Ihr kritisches Bestreben oder ihr Starrsinn wehrt, was von dieser Seite kommt, beharrlich ab. Allein sie sind für andere Eindrücke noch empfänglich, die sich mit andern Mitteln als durch's Wort den Weg zum Herzen bahnen. Auf solche ist im Cultus der evangelischen Kirche, wie es scheint, fast keine Rücksicht genommen. Das belehrende Streben überwiegt jede andere Thätigkeit. Es ist da zu wenig kirchliche Sitte, zu wenig gemeinsame Handlung, zu wenig Symbol geblieben, gerade als ob darin keine Predigt von Christo enthalten wäre. Und doch wo noch etwas der Art ist, wie mächtig ist es über die Gemüther. Wenn sie um Mittag von den würtembergischen Thürmen oder vom Thurme zu Jena oder von dem Schloßthurme zu Marburg den Choral blasen, mit guter Zuversicht, zum Preise Gottes, unbekümmert ob es unten gehört wird oder nicht,

da wendet sich doch wohl manches Hörers Herz, von den Tönen angefaßt, unwillkürlich zu dem unsichtbaren Gotte empor, dem dieses Opfer gilt. Nun liege ein Kranker auf seinem Bette einsam in der Kammer, ein Bekümmerter nage an seinem verborgenen Kummer ohne Trost, oder ein Böser brüte über unseligen Gedanken, da treffen ihn die Töne, und siehe, — vielleicht hat der Erste in ihnen freudige Ergebung gefunden, der Andere Linderung und Trost, und der Dritte ist wieder zu sich selbst gekommen.

Warum nicht mehr der Art? — Das ist auch Predigt von Christo. Das Glockengeläute auf den züricherischen Kirchen beim Anbruch des neuen Jahres um Mitternacht, das ist auch Zeugniß von Christo. Die Steine predigen auch Christum, die sich zu schlanken Thürmen und hochgewölbten Kirchgebäuden unter des Meisters Hand zusammengefügt haben. Sie sind auch mächtig über das menschliche Herz. Warum nun diese dürftigen Hörsäle, bloß zur Predigt durch's Wort? Warum nicht auch jene andere Predigt zu Hülfe genommen? Haben wir keiner Hülfe mehr nöthig; sind wir schon so hoch gegeistigt? — Die Bilder an den Wänden predigen auch die großen Thaten Gottes. Mit der Macht ihrer Darstellung dringen sie durch die Augen vor an's Herz und bewegen es zu heilsamen Gedanken. — Gemeinsam zu handeln in Christo, gemeinsam zu singen, gemeinsam zu beten, niederzuknien die ganze Gemeinde um das Opfer ihrer Anbetung Gott darzubringen, das ist auch

christliche Predigt, und es kann das schon an sich als Handlung, abgesehen von dem besondern Inhalt der Worte, die dabei vorkommen, auf das Gemüth einen Eindruck machen, welchem auch das beredte Wort eines geübten Predigers nicht leicht nachkommt. Man empfiehlt von der Kanzel hundert und aber hundert Mal das Gebet. Warum macht man's nicht gleich in der Kirche selbst? Das wäre doch das Kürzeste und das Beste. Warum existirt gar keine Form des gemeinsamen Gebets außer der alten Litaney, die kaum noch in Uebung ist? Warum übt die Gemeinde nicht in dieser Weise gehörig ihr priesterliches Amt aus? Man schämt sich wohl gar vor einander? — Vielleicht. — Man ist ja nur noch gewohnt, „ein Bischen Predigt und Gesang" zu haben, sonst nichts. — Die Predigt des Worts und durch's Wort soll darum nicht aufhören oder mißachtet werden. Nein, sie muß da unter den gemachten Eindrücken stets Klarheit schaffen und Verständniß, sie muß jener andern Predigt, die mehr aufräumend wirkt, den rechten, festen Inhalt der christlichen Wahrheit zubringen.

Auf die Religion jedes Einzelnen ist immer vom allergrößten Einfluß, aus welchen Anregungen sie sich entwickelt hat und durch welche Mittel sie gefördert worden ist. Bei den evangelischen Deutschen ist nun das überwiegende Förderungsmittel: Unterricht und Predigt. Daher ist ihre Religion dermalen vorherrschend eine Religion der Begriffe und der Meinungen, oder der persönlichen Empfindung. Sie tritt auch ins äußere Leben wenig

anders hervor, als indem man sich über seine religiösen Begriffe und Empfindungen ausspricht, vielleicht auch, indem man sich mit Andern darüber streitet. Mit Einem Wort: Es ist zu sehr ein Katechismus- oder Gefühlschristenthum, so wie es anderwärts vielleicht zu sehr ein Christenthum religiöser Uebung und Sitte, oder geselliger Vereine ist. Statt eines gesunden religiösen Lebens zeigt sich dann häufig genug eine religiöse Klügelei, die auf das Leben wenig oder gar keinen Einfluß hat. Statt des festen Glaubens, der das Herz umbildet, ein Knäuel von Ansichten, von denen die eine noch ohnmächtiger ist als die andere. Das kommt von einseitigen kirchlichen Prinzipien.

Gewiß ist es ein köstlich Ding um feste religiöse Ueberzeugung, wer kann das leugnen wollen. Daß guter Jugendunterricht und kräftige Predigt des Evangeliums ein Hauptmittel sind, um sie zuwege zu bringen, das steht wohl fest. Aber es gibt doch sehr viele Menschen, die, wie es scheint, gar nicht dazu angelegt sind, daß sie es je bis dahin bringen können. Es geht ihnen dazu die eigenthümliche Kraft des Geistes ab. Sie werden vorzugsweise von Sitten und Gewohnheiten regiert. So lange sie darin nicht gestört werden, sind sie glücklich. Sie werden geregelt durch die Form des Lebens, nicht des Denkens. Zieht man sie in diese hinein, so sind sie doch genöthigt, dem zu folgen, der sie gerade führt. Und so geht es nicht etwa bloß bei den ungelehrten Laien zu, sondern es macht sich dasselbe auch im Gelehrtenstande

ja selbst auf den hohen Schulen geltend. Selbstständiges Denken ist nur die Sache Weniger, und selbst diese Wenigen, wie wenig sind sie in dem, was sie ihre Ueberzeugung nennen, fest, wofern ihre Ueberzeugung nur ein Ergebniß ihres Denkprozesses ist. Jeder neue Gedanke, der da hinzutritt, gestaltet das Ergebniß um. Sie sind vielleicht am Morgen mehr überzeugt, als am Abend, und heute vielleicht anders überzeugt, als gestern. — Wie das zugeht? — Weil zur Festigkeit religiöser Ueberzeugung nicht nur folgerechtes Denken, sondern auch, wie es scheint, eine feste religiöse Sitte und Lebensart nöthig ist. Die mag dort, wo es hin und her schwankt, wohl fehlen. Also selbst feste Ueberzeugung wird nicht ausschließlich auf dem Wege der Belehrung durch's Wort erlangt. Sie erwächst aus Anschauungen und Erkenntnissen, denen eben sowohl eine festere Uebung des Lebens, ein zuversichtliches religiöses Handeln zu Grunde liegt. Finden wir demnach, daß uns bei aller Fülle des Unterrichts und des Predigens dennoch die Kraft einer festen religiösen Ueberzeugung abhanden gekommen sei, so mag der Grund eben darin liegen: Zu viel Beschulung in der Kirche, und zu wenig gemeinsames gläubiges Handeln.

Daher ist es begreiflich, was wir schon früher erwähnten, daß es mit dem Predigthören dahin hat kommen müssen, wohin es gekommen ist. Wofern nicht eine besondere Redegabe ihre Anziehung ausübt, ist der Drang nach der Predigt in der Regel nicht sehr stark. Man

sieht dann die Kirchen häufig recht herzlich leer. Füllen sie sich doch noch, wie z. B. auf dem Lande, so ist das, was die Leute hineinzieht, weniger Belehrungsdurst, als die Macht jenes anderen Prinzips, Beisammensein in Christo.

Dieses letztere muß nun mehr aus dem Staube hervorgezogen werden; es müssen zweckmäßige, genügendere Formen für dasselbe gefunden werden, um die Gemeinde zur heilsamen Ausübung ihres priesterlichen Amtes zu bewegen, um sie unabhängiger zu machen von der Persönlichkeit ihres Geistlichen, und um die Predigt selbst mit rechter Unterlage zu stärken und zu stützen.

Es kann ihr aber wohl keine passendere Unterlage gegeben werden — ihr, die das werdende, das sein sollende Christenthum im Auge hat — als das schon gewordene Christenthum, welches durch die Liturgie, in feierlichen Bekenntnissen, Gebeten und Gesängen immer wieder auf's Neue von der Gemeinde als geistliches Opfer Gott dargebracht wird. Auf diesem bleibenden, soliden Grunde, demselben, in welchem wir mit allen Christen auf Erden einig sind, richtet sich dann um so sicherer das wechselnde Wort der Predigt auf. Es kann sich diese auch desto leichter in's Einzelne und Besondere vertiefen, je mehr dem Allgemeinen schon in der Liturgie vorgesehen ist. Ja selbst Thorheiten und Geschmacklosigkeiten, die in Predigten doch auch vorkommen können, werden auf diese Weise unschädlicher und erträglicher gemacht.

Verständigen Männern geziemt es, sich in einer so

wichtigen Sache nicht einseitigen Lieblingsneigungen oder Abneigungen hinzugeben, sondern die Sache selbst im Auge zu haben und allen möglichen Vorkommenheiten mit weisen Mitteln zu begegnen.

Je mehr das gelingt, desto mehr wird unsere Kirche das ihr angethane Schulkleid ablegen und die Haltung einer Kirche gewinnen. Schule halten und Kirche halten, jedes zu seiner Zeit und an seinem Orte; so ist es gut.

IV.

Schlimme Folgen.

Noch bin ich nicht zu Ende, das aufzuzählen, was uns in der Kirche Uebels begegnet ist. Es ist ein langer Zug von trübseligen Bildern. Das eine hat sich aus dem andern gemacht und schließt sich an das andere an. Es würde nutzlos sein, sie vor die Seele zu führen, wenn nicht die Erkenntniß der Wahrheit unter allen Umständen ein wünschenswerthes Gut wäre. Sie kann betrüben, aber entbehren kann man ihrer nicht. Der Christ ist auch auf diesem Boden nicht ohne Trost, und der Mann begegnet dem Gefahrdrohenden mit besonnenem Handeln.

Uns wird von einem sehr aufgeklärten und zu seiner Zeit sehr berühmten Prediger aus dem vorigen Jahrhundert erzählt, daß er eines Tages darüber gepredigt habe: wie schädlich es sei, bloß aus Gewohnheit in die Kirche zu gehen. Die Bevölkerung der Stadt schien auch in der That längst in den Geist des Predigers eingedrungen zu sein. Denn seine Zuhörerschaft bestand nur aus einem schmalen Häuflein alter Frauen. Ob diese das nächste Mal auch weggeblieben sind, weiß ich nicht.

Der Mann wird nun in seiner Rede sicher etwas an die Stelle der „schädlichen Gewohnheit" gesetzt haben. Ich erinnere mich nicht, daß ich gelesen hätte, was es war; aber ich denke mir, es sei schwerlich etwas Anderes gewesen als: um zu wachsen an Erkenntniß und Tugend zum Ziele der Vollkommenheit u. s. w., natürlich mittelst der Predigt des Predigers. Da denke ich mir denn wieder, es seien dadurch die zuhörenden Frauen auch nicht weiter zur Vollkommenheit vorgerückt, und der Prediger hätte besser gethan, sie ungestört in Gottes Namen aus Gewohnheit da beisammen sitzen zu lassen. Ich denke mir auch, weil ich einmal das Denken darüber nicht lassen kann, es sei ihnen wenigstens eben so heilsam gewesen, in einer schönen Kirche da zu sitzen und von den Tönen der Orgel angefaßt das Herz zu bewegen zu guten und tröstlichen Gedanken, als die Weisheit zu hören dieses aufgeklärten Kanzelredners.

Wie es da geschah, so ist es nicht minder an tausend andern Orten geschehen. Die Leute sind geradezu aus der Kirche hinausgepredigt worden. Der gesellige Geist, ohne den keine menschliche Gesellschaft, also auch die Kirche nicht, auf die Dauer bestehen kann, schwand immer mehr. Nur besonders gewürzte Speise oder Zuckernäscherei und rosenölige Süßigkeiten, die Jemand zu bieten vermochte, konnten sie bisweilen noch hereinziehen. Ein Geist ungesunder Wählerei war entstanden; eine mattherzige Unentschlossenheit in Dingen des christlichen Glaubens hatte sich eingefunden. Der Eine hatte das

eine Stück noch nicht gefaßt, und der Andere konnte wiederum ein anderes noch nicht verdauen. Verständigung war, wie die Sachen standen, nicht mehr möglich. Weder Luft noch Mittel reichten dazu aus. Jeder lebte, dachte und fühlte gar zu sehr nur sein Eigenes — sich selbst, sonst eigentlich wenig oder nichts. — Dergleichen mußte für das kirchliche Gemeinwesen nichts weniger als günstig sein. Die Fugen lösten sich und gingen immer weiter aus einander. Man sah es den Kirchen bald an, daß die Gemeinde da nicht mehr recht heimisch sei. Von außen verfallen und inwendig unrein, ungemüthlich und öde. Alle Wochen Sonntags zwei Mal auf anderthalb Stunden offen, und auch dann vielleicht kaum der vierte, der zehnte, ja der zwanzigste Theil der Leute da. Sonst die ganze Woche verriegelt und verschlossen, mit dumpfer Luft, unheimlich und leer. Wer hatte auch noch Luft, Opfer zu bringen für ein Gebäude, wohin der Weg so selten führte, das so wenig gebraucht ward. War eine Ausgabe durchaus nothwendig, nur ja sparsam, nur ja einfach! — Nicht einmal das Herübergekommene hat erhalten werden können, geschweige denn, daß etwas Neues, etwas Schöneres entstanden wäre. Der Dom von Goslar hat wegen Baufälligkeit müssen abgerissen werden, und mit andern Domen war es beinahe eben so weit gediehen, als die Hülfe kam. Es blieben ja für die Zahl der Besucher immer noch Kirchen genug übrig.

Bei dieser Art zog sich, was an religiöser Sitte und Sinnesart noch vorhanden war, bei jedem Einzelnen

tiefer in's Innere zurück. Es verschwanden die Tischgebete und die Bibellesungen in den Häusern. Es verschwand das Danksagen am Morgen und am Abend in der Kammer, ja es verlernte sich wohl ganz die Sprache, in der der Christ zu seinem himmlischen Vater redet. Hatte man doch längst gehört, daß das Gebet nur uneigentlich Erhörung finde bei Gott, da es nur mittelst einer gewissen Täuschung durch sich selber wirke. Warum nun diese Täuschung; man läßt es lieber. Ich kenne Männer, sonst durchaus untadelhaft, die es Jahre lang bis zu keinem Gebete gebracht, die auch Jahre lang in keiner Kirche waren. Das ist ein unnatürlicher Zustand. Wie muß der Einzelne dabei vereinsamen. Wie muß sein inneres Leben zusammenschrumpfen und verkümmern. Denn der Mensch ist nicht dazu gemacht, allein zu sein. Er ist nur Bruchstück. Er muß von Andern empfangen und muß Andern geben. Er muß darlegen können, was in ihm ist, sonst geht ihm das innere Leben selbst verloren. Das kann er nur durch Anschluß an Andere, durch Handeln in Gemeinschaft. Auch die Religion bedarf dieser; denn sie ist selbst ein Stück des innern Lebens. Wer da allein zu gehen versuchte, der würde bald inne werden, daß er nicht vorwärts kommen kann. Es ist versucht worden von Tausenden. Sie haben sich in sich selber abzuschließen gesucht. Sie haben nur essen wollen — allein — ihr Eigenes. Unabhängig von der Ordnung der Kirche haben sie ihre Bildung betrieben, oder vergessen. Es hat den Einen hierhin, den Andern

dahin gezogen. Sie sind einander mehr unverständlich als verständlich geworden. — Jeder hat seine besondere Sprache zu reden angefangen. Das Besondere hat das Gemeinsame bei weitem überflügelt. Eine große geistliche Einsamkeit hat sich gelagert um jeden Einzelnen. Er bleibt mit seinen tiefsten Sorgen und Schmerzen für sich. Vielleicht noch am Sonntag-Morgen einsamen Fußes die Höhe hinauf in den grünen Wald, da mit aufgethaner Seele gesessen und gesonnen unter dem Klange der Glocken, welche im Thale zur Kirche läuten; aber in die Kirche geht er nicht. Man verbirgt sich vor einander mit dem Besten, was man hat, und mit dem Schlimmsten. Man schämt sich vor einander. Man mag sich nicht einander belästigen. Man muß sich nicht darein mischen, wie und was ein Jeder da denkt und wie er's treibt; man muß ihn gewähren lassen. Das sind Sachen, die mag ein Jeder mit sich selbst abmachen. — So steht er denn allein für sich. Ist ein Fall, wo gute Hülfe nöthig wäre — und wie oft ist dieser Fall! — so ist er weder gewohnt sie zu suchen, noch sind die Andern gewohnt, sie zu bringen. Es sind zu viele Gräben und Mauern zu überspringen, ehe man zukommen kann. Er quält sich also mit sich selbst herum. Vielleicht versucht er noch zu rufen, Zeichen zu geben. Keiner im ganzen Umkreis hört ihn, Keiner versteht ihn und springt ihm bei.

Darüber muß wohl die Religion so geistig werden, daß sie nirgend mehr in's Reich des Sichtbaren hervor-

tritt. Die Wahrheit wird so sicher, daß Jeder an eine andere glaubt als der Andere. Die Begriffe werden so fest, daß sie einer nach dem andern ihren Inhalt verlieren und — wohl ganz ausgehen. Ein vages Herumirren und Herumschweifen formloser Gedanken tritt an ihre Stelle. Gestammel und Gestotter kommt statt klarer Rede. Aus Waizensammeln wird Strohdrescherei. Im Grunde glaubt man nur an sich, und an sich auch nur halb. Die Folge ist: Haltungslos im Innern, weil ohne Inhalt, und haltungslos im Aeußern, wie ein Körper, aus dem das Rückgrat weggenommen ist.

Da entstehen dann die wundersamen Geschlechter der Menschen, die unzählbar verschiedenen, die das Leben so bunt und wirre machen: die träumerischen, denen es niemals in der Seele Tag wird, daß sie den rechten Stand der Dinge um sich her erkenneten; die eigensinnigen und ungeduldigen, die der Rede des Andern kein williges Ohr entgegenbringen; die ungewissen und unzuverlässigen, die sich jeder verständigen Berechnung stets entziehen; die unentschiedenen, die dann gewöhnlich dem Bösen zum Raube werden; die verwirrten, die das Ungehörige zusammendenken und zusammenbinden; die aufgeblasenen und eitlen, die sich um ihre eigene Sonne drehen; die harten, die keiner Entsagung, keiner Selbstverleugnung mehr fähig sind; die sonderbaren und verkrüppelten in zahlloser Menge und in allen Arten. Wie selten ein kerngesunder Baum, der mit festen Wurzeln in der Erde

wurzelt, und wiegt auf markigem Stamme die grünen Zweige biegsam in den Lüften.

Das Amt selbst, welches gesetzt ist, die Seelen zu hüten und zu weiden, versagt hier seinen Dienst. Was nicht noch durch die Predigt geordnet und bewirkt wird, bleibt in der Regel ungeordnet und unbewirkt. Eingängliche Seelsorge, die jeden Einzelnen besonders im Auge hat, wird selten noch verlangt, und noch seltener geübt. Wo ist der Hirte, der von den neun und neunzig Schafen absähe, um mit besonderem Fleiß das Eine zu suchen, welches sich im Walde verloren hat. — Wo ist der Johannes, der sich sogar von den Straßenräubern einfangen läßt, nur um dort den weit abgeirrten Jüngling wiederzutreffen, der einst auf besserem Wege war. — Wie leicht fehlt es nun dazu an Selbstverleugnung, oder auch an rechtem Geschick. Wie selten ist mit dem freien Antrieb wahrer Liebe die Biegsamkeit der Seele verbunden, die in das innere Leben des Andern einzugehen vermag, um zu erkennen, was da helfen möchte. Aber auch wo das ist, da reichen vielleicht die Kräfte nicht aus, um sich mit vielen Einzelnen besonders einzulassen. Es reicht vielleicht die Zeit nicht aus, um nur einmal die Willigen aus dem übrigen Gewühle herauszufinden. Denn Mancher verschließt sich um so fester in sich selbst, je mehr er aufgesucht wird. Ihm scheint's ein Eingriff in seine Persönlichkeit zu sein, daß sich ein Anderer um sein Wohl und Wehe bekümmert. Es erfordert Zeit, Ausdauer und tiefere Erfahrung, bis das überwunden

wird. Wer kann das bieten, und wer kann es abwarten, wenn er mit andern Verpflichtungen überhäuft ist. Die geistlichen Kräfte sind hier gar nicht im Verhältniß mit der Arbeit und sind noch dazu ungünstig gestellt. Kein Wunder, daß ein gut Stück ungethan bleibt. Feld im Ueberfluß; — auch Arbeiter wären wohl zu finden — an den Straßenecken. Aber Niemand hat sie gedinget, Niemand weiß sie einzustellen, sie stehen müßig, und — Dornen wachsen nun statt der Feigen, Disteln statt der Trauben im fruchtbarsten Erdreich.

Das Gebäude der Kirche ist nur in der Nothwehr aufgebaut; man sieht's. Es fehlen ihm etliche Eckſteine. Es fehlt auch hie und da eine Säule und eine Halle, wo sich besondere Kräfte zu besonderer Thätigkeit zusammenfinden könnten. Heilsames Thun wird wohl genug empfohlen, aber nicht genug erleichtert, nicht genug von der Kirche selbst angeordnet, getragen und gestaltet. Sie legt den Ihrigen zu wenig Opfer auf. Sie bringt sie nicht genug in Bewegung zu ihrem Dienst. Sie erinnert sie zu wenig an sich. Sie weckt sie weder frühmorgens aus dem Schlaf zur Frühmetten, noch heißt sie ihnen, dieß und das zu thun und jenes zu meiden. Sie ist gar zu bescheiden, gar zu anspruchslos für sich. Kaum wagt sie einmal schüchtern zu erwähnen, wie gut es sei, wenn Jemand dieß oder jenes, was ihr fehlt, beschaffen würde. Das ist wohl schön, wohl christlich, ja himmlisch. Aber — die Sprache versteht nicht Jedermann auf diesem Erdboden. Bescheidenheit erscheint Vielen als ein

Mangel an Macht und Mangel an Recht. Man muß Dem Dienste thun, und Dienste thun können, für den das Herz Anhänglichkeit empfinden soll. Er muß von uns fordern dürfen mit Zuversicht, der von uns gehört und geachtet sein will.

Ja, aber unsere Kirche will nichts für sich, sie will nur Christum, nur Ihn, sonst Nichts. — Ich sage, das ist ihr höchster Ruhm, ist ihre Ehrenkrone. Aber, sie kann doch Christum nur wollen, so lange sie selber ist; und desto stärker kann sie ihn wollen, je stärker sie selber ist. Sie darf sich also nicht von Kräften bringen, und meinen, daß sie nun Christo besser diene. Gerade damit Er desto umfassender und sicherer erkannt, damit Er desto herrlicher und ungestörter verkläret werde in den Schaaren seiner Jünger, damit Er sich reicher abbilde in ihrem innern und in ihrem äußern Leben, — gerade darum sollte die Kirche nicht nur den Mund der Lehre und Ermahnung, sondern auch Hand und Fuß haben, um das Leben christlich zu gestalten.

Weil das wenig oder gar nicht da ist, und weil es deßhalb an äußeren Gestaltungen des christlichen Lebens, an rühriger, gesunder Thätigkeit auf diesem Boden mangelt, so entstehen, wie es zu geschehen pflegt, allerlei Krankheiten aus Ueberfluß an Säften, die keinen rechten Absatz finden. Da kömmt krankhaftes Empfindeln, Faseln, Dichteln, Selbstbespiegeln. Denn Irgendetwas muß sich doch da bewirken, muß sich machen, — wo eine Einwirkung erfahren ward. Oder es kommt an-

dererseits blasirtes Wesen, „Weltschmerz," Ueberdruß, bei denen, die der Mund der Kirche nicht hat abreichen können, sie zu berichtigen. Aus ihrem Leben ist das Versöhnende, die Religion, gewichen. Nun macht sich da das Zwiespältige geltend und führt sie ihrer eigenen Vernichtung zu. — Dann wieder diese übertriebene Menschenverehrung, die mit dem Dampfe ihrer täuschungsreichen Opfer uns die Sinne zu umnebeln droht. Das Herz muß freilich etwas haben, woran es sich hängt. Es kann sonst nicht bestehen, es ist ein unselbstständig Ding. Ist ihm Gott zu hoch geworden und es selbst zu schwierig, um sich mit seinen Opfern dorthin zu wenden, so blickt es um sich her und greift den ersten besten heraus, um ihn zu feiern. Das wird dann um so eifriger betrieben, je mehr es eigentlich aus seinen Fugen gewichen ist, und je weniger es noch weiß, was es will.

O dieser fortgesetzten Täuschungen, in denen so Manche heillos ihre beste Kraft verzehren. Während sie nur von Freiheit der Entwickelung wissen, während sie preisen, daß man ihren Idealen jetzt mit Riesenschritten entgegengehe, löst sich ein Band der Ordnung nach dem andern auf. Der Lehrling will den Meister nicht mehr hören. Das Gesinde wendet sich entfremdet von seiner Herrschaft ab. Die Ehe, das erste Fundament aller Humanität, wird zum Contract, zum Handelsgegenstande, oder zu einer lästigen Kette um den Hals. Es ist, als habe Keiner noch Freude an dem Seinen, sondern begehre nur nach dem, was des Andern ist.

Beschränkung, die sonst glücklich machte, die ist nun drückend. Ueberall unbefriedigt, überall gerüttelt und gezweifelt. Kaum noch ein heiles Stück im ganzen Gemüthsleben. Die treibende Unruhe selbst der einzige Gast von Dauer in der Seele. Die Versuche von einzelnen Seiten her, dem Sturme zu gebieten, erscheinen als Willkür und finden um so entschiedeneren Widerspruch. Auch das Bestgemeinte kann da oft nicht helfen, weil es vereinzelt steht. Die eine Bewegung wird durch eine entgegengesetzte wieder aufgehoben. Manches scheitert an der verkehrten Art der Einführung, Manches an dem Mangel einer Erkenntniß, die sich auf Selbstverleugnung gründet. Die verschiedenen Stimmen der Rufer suchen einander zu übertäuben. Sie wollen nicht von einander lernen, sondern nur einander zu Tode schreien. Die Verwirrung scheint zuzunehmen mit der Willkür. Die Fieberhitze scheint bei den angewandten Gegenmitteln nur zu wachsen. Selbst die lange todt Geglaubten, vom lauten Rufen aufgeweckt, erscheinen wieder unter den Redenden und Handelnden, um also für ihren Todtenschlaf zu zeugen und zu werben.

Wunderbare Verkettung, in welche das Einzelne nur als Bruchstück eines Ganzen, nur als Kraft und Werkzeug einer stärkeren Macht, die ihm gebietet, eingeflochten ist. Wo soll der Knoten sich lösen und zu welchem Ende! — Soll Christus gebieten, oder Belial? Soll Ordnung herrschen oder Unordnung? Soll ungestört

ein jeder Priester Alles, was ihm zur Nacht im Traume klar geworden, flugs als ein Stück der christlichen Entwickelung, als Predigt im Namen Gottes ausbieten dürfen? — Was suchen wir noch Babels Trümmern am fernen Strome, da nun wir selber ein lebendig Babel zu werden beflissen sind. — Ist das die Zeit, von der weissagerisch der Apostel verkündet, daß sie in ihr die heilsame Lehre nicht mehr leiden werden, sondern ihnen Lehrer aufladen, wie ihnen die Ohren jucken? Ist sie das schon, die Zeit, oder sehen wir dem Schlimmsten erst noch entgegen? Oder sind es nur die Geburtswehen einer schönern, gläubigeren Zukunft, die uns nahe ist?

Ach wie Manches von diesen gar zu theuern Kämpfen wäre uns erspart, wenn Kanzel und Katheder nicht so höchlich gemißbraucht wären.

Aber es scheint, wir sollen den Becher der Zweifel und Zerrüttung bis auf die Hefen leeren, bevor uns wieder der Glaube und der Friede kommen kann. Es mag für Starke eine gute Schule sein, für Schwache ist sie's nicht. Sie kostet zu viele Opfer. — So Viele schon verloren in frühester Jugend, so Viele im Jünglingsalter, so Viele in den Mannesjahren! — Statt der Gebete — Zweifel; statt Auslegung — Kritik. — Statt der maßgebenden Liebe für die Menschen, für die Seelen, vielmehr Liebe für Sachen und für Sächelchen, für selbstgemachte Aufgaben und deren Lösung. Statt sich zu bessern und zu bilden, statt sich zu zügeln und zu gestalten nach Gottes Bilde im allerhöchsten Beruf, vielmehr

die rechten Formen und Ausdrücke gesucht, in denen man über Gott und Göttliches denken müsse. Statt das häusliche, das bürgerliche und das kirchliche Leben christlich zu ordnen, lieber die Zeit versäumt und die edelste Kraft vergeudet mit Streiten, was man von Christo denken und wie man über ihn sprechen solle. Als ob es darüber nach achtzehn Jahrhunderten erst noch vieles Forschens und Erwägens bedürfte, als ob die Thatsache des Christenthums selbst das nicht schon lange entschieden hätte, was von Christo zu halten ist. Aber so wird das, was das Zweite sein muß, immer vorangestellt, und das Erste wird dabei fast zu Tode gedrückt. — Ganz natürlich, weil die Zweiten, die Herolde, ihrer Sendung vergessend, zu den Ersten geworden sind.

Sie haben sich benommen, nicht wie die Gesandten, sondern wie die Sender, nicht wie die Diener, sondern wie die Herren, wie die freien Eigenthümer, nicht wie die Verwalter anvertrauter Güter. Sie haben Zäune abgerissen, sie haben Bäume umgehauen, sie haben gepflanzt und nicht gepflanzt, wo und wie sie wollten, sie haben Korn gesäet, wo Wein stehen sollte, und haben Obst gepflanzt, wo nur Korn stehen sollte, Alles auf eigene Hand, nach ihrem Gutdünken, um ihre Instruktion und um ihr Dienstgelübde wenig bekümmert. Aber wußten sie denn nicht, wie es ihr Herr gehalten wissen wollte? — Freilich wußten sie es; es war ihnen ja sogar schriftlich eingehändigt worden, damit sie es desto sicherer behalten sollten. Aber sie dachten: Der Herr

wohnt weit von hier. Wir haben ihn noch nie gesehen, kennen auch seine Unterschrift nicht, noch sein beglaubigend Insiegel. Das kann leicht Einer nachmachen; und wer weiß auch, wer die Instruktion geschrieben hat. Es ist ein gar altes Pergamen. Glaub's, wer's mag, auf's Wort; das Papier ist ja geduldig; aber wir müssen das besser verstehen, was die Sache erfordert. Der Herr, wenn er einmal käme, würd's auch wohl einsehen, daß es so, wie wir's treiben, recht ist.

Und was ist dabei herausgekommen? Eine Verwirrung aller Rechtsbegriffe und die Knechtschaft unter einer schrankenlosen Willkür mit ihrem ganzen unerbaulichen Gefolge. Mochten viele Geistliche in der That Christum nicht mehr hören, so mochten viele Gemeinden wiederum die Geistlichen nicht mehr hören. — Eins folgt aus dem Andern. — Hat es doch so weit kommen können, daß einzelne Gewissenlose, ohne den Zorn der öffentlichen Meinung auf sich zu laden, taufen konnten mit gänzlicher Umgehung der von Christo gebotenen Taufworte, daß sie im Jugendunterrichte die Auferstehung Christi, deren Zeugen sich die Apostel nennen, leugnen konnten, daß sie Christi Himmelfahrt vor Confirmanden gar mit Witzen abfertigten. Das hat geschehen können in deutscher Nation? — Wo war sie denn, daß sie das hat ertragen können? War sie nur schlaftrunken vom Opiumtranke derer, die ihr kredenzten, oder war sie schon so weit heruntergekommen, daß dafür überhaupt kein Gefühl mehr war?

Wenn das auch ein Stück der freien Entwickelung ist, so gehört doch ganz gewiß dieß Stück in die christliche Kirche nicht. Wer es nicht anders halten kann und mag, der halte es so. Aber wir fragen, warum ist er in solcher Stimmung ein öffentlich beglaubigter Lehrer; warum schämt er sich nicht, als im Namen einer Macht zu stehen, die er kaum mit geraden Augen ansehen kann? Warum hat er gerade diesen Dienst unter einem ihm so zweifelhaften Feldherrn zu seinem Lebensberuf ausersehen? Etwa um des Soldes willen? — Oder um der freien Entwickelung willen, das heißt auf deutsch: um uns noch näher nach Babel vorzurücken, um uns in unauflösliche Widersprüche zu verwickeln?

Es ist schon weit genug damit gekommen. Das weiß Gott. — Wenn Christus warnend spricht: Ein Haus, das mit ihm uneins ist, mag nicht bestehen; — so erwiedern sie: Ja, aber unser Haus wird wohl bestehen, denn es ist ja die Wahrheit, und — eben weil wir so uneins sind, darum sind wir eigentlich eins. — Wenn der Apostel seine Stimme erhebt und spricht: Ich mahne euch, daß ihr Alle einerlei Rede führet; — so erheben sich Tausende wider ihn mit bittern Angesichtern und rufen ihm entgegen: Nein, das verstehst du nicht. Es ist viel herrlicher für deinen Herrn, wenn jeder eine andere Rede von ihm führt. — Wenn Luther, auf den sie sich sonst so gerne berufen, preist: Wir haben kein größeres Donum in unseren Kirchen, als Concordiam Docentium; — so zucken sie die Achseln und sprechen:

Ach, das ist ja geistiger Tod. Du verstehst dich selber nicht, guter Dr. Luther. Das ist noch so eine Schlacke, die du aus deinem Katholizismus mit herübergebracht. Hast du nicht selbst gesagt, die Geister müßten auf einander platzen. Nun gut, da ists. Habs uns Dank.

Sie scheinen auch allerdings so auf einander geplatzt zu sein, die Geister, daß man auf diesem Boden das Allerunbezweifeltste kaum noch mit einiger Einmüthigkeit vornehmen kann. Ich bin dabei gewesen, als im Herbste des vergangenen Jahres in Göttingen eine zahlreiche und hochansehnliche Versammlung von evangelischen Männern und Sprechern aus allen deutschen Gauen beisammen war. Aber welchen wehmüthigen Eindruck machte es, als man am Ende in der Universitätskirche den alten Lobgesang: „Nun danket alle Gott" — nicht einmal mehr „mit Einem Munde" singen konnte.

Die Pfuscher haben sich darüber hergemacht und haben ihn mit ihren Wassern abgebrüht, hier Einer so, und dort ein Anderer anders. — So kommt es denn. — Und darüber wäre noch ein langes Lied zu singen und zu sagen.

Das Schlimmste ist, daß die Unordnung so tief in alle Adern und Fasern unsers Lebens eingedrungen ist. Schon frühe mit der Erziehung der Jugend fängt es an. Beschult und unterrichtet wird genug, und sicher wirkt auch der Unterricht eines tüchtigen Lehrers schon an sich erziehend auf die Schüler ein. Aber erzogen, eigentlich erzogen und gebildet nach festen pädagogischen Princi-

pien wird bei uns wenig oder nicht. (Am meisten geschieht es wohl in unseren Cadettenschulen.) Es bleibt das meistens den wechselnden Persönlichkeiten der Lehrer und Rectoren anheimgestellt. Haben sie dazu Geschick, gut; haben sie wenig oder kein Geschick, nun so sinds doch wohl tüchtige Lehrer. Aber es ist ein viel geringerer Schaden, in einer Sache von einseitigen Principien geleitet zu sein, als gar kein festes Princip zu haben. Oder was ist das oberste Princip der deutschen Erziehung? Worauf hat man es dabei besonders abgesehen? Etwa auf männliche Selbstbeherrschung, auf Brechung des eigenen Willens, oder auf Bildung feiner und edler Gefühle, oder auf Hervorlockung einzelner Talente, oder auf folgerichtiges Denken, oder auf Wissensfülle, oder auf was sonst? — Antwort: „Das kann man nicht so bestimmt sagen; das kommt darauf an." — Das ist verdolmetschet: In unserer Erziehung ist gar kein leitendes Princip. — Daher kommt es nun ganz von selbst, daß bei uns das Wissen, das Erlernte, vorherrscht vor dem Wesen, das Talent vor dem Charakter, der Gelehrte vor dem Manne. Daher die häufige Klage über die Unsicherheit des Charakters bei sonst unterrichteten Menschen, über den Mangel an Kraft zur Wahrheit und zur Treue. Daher jene Unklarheit in vielen Köpfen, die auch das Einfachste nicht mehr einfach fassen kann. Ja daher kommt es, was wir so oft erleben, daß viel Köstliches gewußt werden kann von dem, der doch so wenig in sich selber ist.

Geistvolle Denker, großartige Träumer, liebenswürdige Gesellschafter im Ueberfluß, auch gute Arbeiter in bestimmten Bahnen, aber Männer für solche Stellen, wo nach Ort und Zeit umsichtiges Erwägen und energisches Handeln nöthig ist, äußerst sparsam, weil — Erziehung mangelt.

Das eine Bildungsmittel, Unterricht, Wissenschaft, hat sich dermaßen über den leeren Raum anderer Bildungsmittel ausgebreitet, daß nun nach ihm allein Werth oder Unwerth sich noch zu messen scheint. Auf Einer Seite übertriebener Luxus, und auf der andern offenbare Nothdurft. — Ein Mittel ist Zweck geworden, ein Weg hat sich an seine eigene Spitze gestellt, um zugleich Ziel zu sein. Das ist doch sonderbar und bunt genug. Es hat sich auch Sonderbares und Buntes genug daraus ergeben. Man sehe nur einmal an Christi Tafel die hochzeitlichen Kleider der hochansehnlichsten Gäste an. Aus was für wunderlichen Stoffen gewirkt, nach welchem absonderlichen Schnitt, mit welchen kuriosen Blumen und Franzen, ohne Zweifel nach neuester Mode, erst gestern Nacht erfunden und gewebt, wie bunt, wie individuell ausgedacht, nur Schade, schon wieder geflickt, und da gar noch offene Risse, und dann jene häßlichen Flecken! Wie ist das möglich? Ja, der Stoff ist fein, versteht sich, ist kein gewöhnlich Zeug. Auf der Straße aber sind gar manche spitze Haken und scharfe Ecken, wer kann sich da vorsehen? Und dann der Schmutz, und auch die bösen Hunde, die herumlaufen. Das machts.

Aber warum nicht lieber diese Kleider an der Thüre selbst gewechselt und statt ihrer das schöne, einfache Feierkleid empfangen, welches der Herr des Mahles dort jedem eintretenden Gaste anbieten läßt? — Ei, es gefällt uns besser in den unsrigen. — Nun so seht weiter zu, wie's geht, ihr Buntscheckigen, ihr Liebhaber des Gefleckten und Geflickten.

Es wundert mich, daß bei dem großen Werth, den unser Kirchenwesen seinem Zuschnitt nach auf den Unterricht legt, doch nicht einmal dieser gehörig besorgt wird. Wie höchst mangelhaft war bisher der Religionsunterricht und ist es vielleicht noch auf manchen Gymnasien. Er fiel wohl irgend einem Lehrer, der unter Anderm auch einmal Theologie studirt hatte, als Zugabe zu seinen übrigen Stunden anheim. Ein geordneter Schulplan dafür war so gut wie nicht vorhanden. Das Direktorium, in der Regel mit überwiegendem philologischen Interesse, half sich, so gut es konnte, nach Umständen und Personen. Man sah es den Lehrern oft genug an, wie sie eigentlich damit in Verlegenheit waren. Wie unmoralisch mußte das nun auf die Jugend wirken? Denn dafür hat sie ein sehr feines Gefühl. Jene höhere Weihe und Begeisterung für die Sache, die am meisten die Gemüther der Jugend nach sich zieht, wo war denn die? — Das war noch das Geringste, daß in Prima etwa statt der Religion Religionsphilosophie getrieben wurde, nein es sind in den Religionsstunden auch allerlei Geschichten vorgelesen worden. Dagegen

eine zusammenhängende Auslegung der heiligen Schrift, der Grundlage unserer Religionserkenntniß, im hohen Maße dürftig oder gar nicht vorhanden. Außer einzelnen Sprüchen aus dem früheren Jugendunterricht fast nichts davon gewußt. Kein Ueberblick über den Inhalt, Charakter und Zusammenhang auch nicht einmal der neutestamentlichen Schriften gewonnen. Dagegen sehr wohl über Plato oder über Stücke aus Cicero u. s. w. mit großer Ausführlichkeit gehandelt und gedacht. Wie muß das die ganze Werthhaltung der Jugend einnehmen und bestimmen? — Auch von Kirchengeschichte vielleicht kaum eine Andeutung; aber die altgriechischen Volksmythen — um die Classiker verstehen zu können — zur Genüge.

Man sollte offenbar das Eine thun und das Andere nicht lassen, um so mehr, da außer den Theologen auf der Universität sich kaum noch Jemand Zeit nimmt das Mangelnde nachzuholen. Ich denke, eine nationale Erziehung sollte vernünftiger Weise mit der nationalen Religion im engen Zusammenhange stehen. Es sollte bei uns mit zu einem gebildeten Manne gehören, auch die Schrift studirt zu haben und die Geschichte der christlichen Kirche in ihrem großen Gange zu wissen. Man sollte das nicht bloß den Theologen überlassen. Es geht einen Jeden an. Und ein gebildeter Mann sollte der noch nicht sein, der nur lateinisch und griechisch kann. Aber so weit haben wirs noch nicht gebracht. Daher kommt es, daß die vorzugsweise Gebildeten, das heißt die, welche

eine Gymnasial- und Universitätsbildung durchgemacht haben, so leicht eine ganz andere Anschauungsweise und andere Sympathieen haben, als der übrige Theil des Volkes, welches ja größtentheils seine geistige Existenz noch aus der Bibel und dem Ideenkreise der christlichen Religion bezieht. Das, was das übrige Volk hat, haben sie in ihrer Erziehung nicht, und was das übrige Volk nicht hat, das haben sie. — Verkehrt genug! — Das gesunde Verhältniß wäre, daß sie mit dem übrigen Theile des Volks — nur auf noch festern Füßen — in demselben Grunde gegründet ständen, und dann dazu noch ihre klassische Bildung vor ihm voraus hätten. Allein wenn man bei der Erziehung von einseitigen Gesichtspunkten ausgeht, so darf man für einseitige und störende Ergebnisse nicht mehr sorgen: die stellen sich schon von selbst ein. Es könnte gewiß leicht zu traurigen Einseitigkeiten führen, wenn man die Gymnasialbildung ausschließlich zur Religionsbildung machen würde. Aber es hat auch zu traurigen Einseitigkeiten geführt, daß man sie mit einem so überaus dünnen und dürftigen Faden von Religion durchflochten hat. Die Kirche hat auch da ihre demüthige Knechtsgestalt bewährt — zum Schaden der Erziehung und zum Schaden der Seelen, — ohne Frage.

Manche finden sich dann wohl noch durch persönliche Lebenserfahrungen in späteren Jahren, Manche durch Studien, Manche durch den Einfluß stärkerer religiöser Persönlichkeiten auf diesem Boden zurecht. Aber

so Viele geben auch nachher im Leben genugsam Zeugniß, wie sie da gar nicht zu Hause sind. Sie brauchen nur den Mund aufzuthun, so zeigt es sich schon: Sie sind darüber ganz im Unklaren, sie fischen gänzlich im Trüben, und treibt man sie, sich zu entscheiden, so fallen sie auf ihren schwankenden Füßen noch leichter den Geistern, welche verneinen, anheim, als daß sie sich denen, welche die religiösere Seite vertreten, zugesellen. Und selbst jene ersteren, die das Versäumte auf irgend eine Weise nachholen, gerade weil sie etwa durch lange persönliche Kämpfe hindurchgegangen sind, bevor sie zur Erkenntniß Christi kamen, um so ausschließlicher suchen sie dann in der Regel nur das zu halten und zu fördern, was ihnen persönlich nahe liegt. Daher so häufig Mangel an kirchlichem Gemeinsinn bei den sonst trefflichsten und frommsten Männern. Vielleicht dringen sie noch auf Einhelligkeit rechter Lehre in der Kirche, sie wissen auch Einzelne wohl, die gerade in ihren Kreis eintreten, heilsam zu fördern, aber das kirchliche Leben im Ganzen, das Leben der Gemeine, hat doch von ihnen wenig Hülfe. Sie sind nicht von dieser Seite hereingekommen; sie sind in ihrem Christenthume viel zu persönlich, um sich da mit freiem Blick mitten hineinzustellen in die Noth der Zeit und durch umsichtige Mittel deren Abhülfe anzubahnen. Sie ziehen sich lieber in eine gewisse Abgeschiedenheit mit ihren Gleichgesinnten zurück. Sie stellen sich besondere Aufgaben und stiften besondere Vereine mit besonderen Heilsmitteln. Da ist

es ihnen wohler und gemüthlicher. So findet auch an ihnen das kirchliche Wesen nicht einmal eine rechte Stütze.

Von allen Seiten geschwächt und bloßgestellt, wie die Kirche nun dasteht, sehen wir die Sache der Kirche häufig in Verbindung mit andern Tendenzen auftreten, mit deren keiner sich eine Kirche durchaus identificiren sollte. Denn wie leicht wird da das Religiöse nur zum Anhängsel des andern Bundesgenossen, und wird ihm zuletzt zum Raube. Man denke nur an die englische Episcopalkirche unter den ersten Stuarts! Die Kirche aber soll mit Keinem außer ihr fallen oder stehen, sondern soll in sich selbst berechtigt und begründet sich durchs Leben tragen. Sie ist gewiß schon als Kirche eine conservative Macht auch für die übrigen Lebensverhältnisse, sie ist eine natürliche Feindin der Unordnung, der Auflösung, der Umwälzung, sie hat daher bestimmte Vorneigungen und bestimmte Abneigungen; aber sie macht namentlich mit keiner politischen Partei Schutz- und Trutzbündniß, noch darf sie das machen, wenn sie sich nicht den allergrößten Gefahren aussetzen will. Sie darf sich nicht ins Parteigewühl hineinbegeben. Sie ist die versöhnende Macht zwischen dem Unversöhnten und dem Unversöhnlichen, die ausgleichende zwischen dem Ungleichen und Widerstrebenden. Damit sie das sein kann, muß sie einigermaßen für sich dastehen, mit Händen, die durch keine Verträge gebunden sind. Aber, wie die Sachen in Deutschland stehen, wie schwer muß es sein dessen eingedenk zu bleiben und danach zu handeln!

Ein Glück für uns, daß wir auf deutschem Boden noch Gegner haben, deren Amt es ist, uns fortwährend unsere Schwächen vorzurücken. Sind wir auch gemeiniglich nicht sehr geneigt sie zu hören, so werden wir doch genöthigt uns ihnen gegenüber ein wenig zusammenzunehmen. Das kann uns keinen Falls schaden. Denn es scheint, wie wir nun sind, so halten wir uns in der Noth, oder im mäßigen Druck, oder in der Furcht vor beiden besser, als im süßen Frieden.

Nach diesem Allem brauche ich nun kaum noch aufmerksam zu machen, wie schlimm sich unser Kirchenwesen bei der dermaligen Gestaltung der Dinge nach außen hin darstellt. Denn da sie dort von dem, was wir bei uns Entwickelung nennen, und was auch wirklich zum Theil Entwickelung ist, wenig oder gar keinen Begriff haben, so muß es ihnen, wann sie alle die verschiedenen Stimmen bei uns rufen hören, und auch keinerlei organische Einheit, ja kaum eine Art von Organismus da vorfinden, mehr noch den Eindruck von einer Verwickelung machen, die in gänzlicher Verwirrung enden kann. Zu solcher Verkennung trägt offenbar die unkirchliche Haltung vieler Evangelischen ihren Theil bei. Es fehlt hier leider gar zu sehr an dem, was ich kirchliche Ehre nennen möchte, gegründet auf ein festes Bewußtsein unsers apostolischen Rechts. Man ist gar nicht ruhig und zuversichtlich genug in sich selbst. Der Eine ist über jede Kleinigkeit von der andern Seite in gereizter Stimmung, und der Andere macht wieder Zugeständ-

nisse, die er wohl als der und der, aber nicht eigentlich als Glied seiner Kirche machen kann. Ich denke hier auch an ganz bestimmte Fälle, aber es nützt nichts, sie namhaft zu machen. Denn es liegt das Uebel weniger an den Personen, als am Ganzen. Aber mit Bedenklichkeit muß es wohl den Freund der Kirche erfüllen, wenn er sieht, wie weit wir es mit allen unsern Herrlichkeiten und mit unserm schönen Selbstruhm gebracht, daß wir nicht einmal unser eigenes Volk zusammenhalten können, geschweige denn Andere von unserm Recht überzeugen. Es ist das wahrlich kein beneidenswerthes Loos, welches uns gefallen ist, nun so lange schon am jähen Rande des Abgrundes hin zu wandern, zwischen Leben und Sterben. Wir möchten uns gern darüber trösten mit dem Gedanken, es sei das in der Weltgeschichte unser Beruf, von Gott uns auferlegt, wenn wir nur nicht wüßten, daß dieser Beruf uns geworden ist durch unsere und unserer Väter Schuld.

Aber um Christi und seiner Sache willen mag es wohl werth sein jede Knechtschaft zu tragen bis zum Tagesanbruch einer besseren Zeit. Nur die Treuen treu. — Nur gesammelt und gebetet und gewacht. — Nur in Demuth gewandelt, und im Glauben gehandelt — unverdrossen, unerschrocken. Aber vor Allem die Jugend, ja die Jugend gerettet. — Es wird doch einmal Tag werden. Und täuscht mich mein Auge nicht, so dünkt mich: Es taget schon herauf über uns.

V.

Abhülfe.

Ja Mängel sehen, Uebelstände aufdecken, Mißbräuche tadeln und dann noch auf die Zukunft vertrösten, das ist gar leicht. Aber rathen und helfen, wie das?

Allerdings; ich hätte zu dem ersteren gar keine Veranlassung, wenn ich nicht auch über das letztere gedacht und Einiges zu sagen hätte.

„Mehr Glauben, nur mehr Glauben! Dann macht sich Alles." — Wer könnte dawider streiten, daß der Glaube die Wurzel der allerhöchsten Güter ist? Durch den Glauben steht jeder Einzelne mit Christo, seinem Erlöser, innig verbunden, durch den Glauben überwindet er in sich selbst und außer sich die Welt; durch den Glauben steht der Sünder gerechtgesprochen vor seines Richters Thron, und durch den Glauben wohnt er versöhnt im ewig seligen Reiche Gottes. — Doch eben, daß dieser Glaube komme, daß er stärker werde, was soll man thun? —

„Der Glaube kommt aus der Predigt." Man soll besser predigen. — Und wer soll predigen? Doch wohl

die Prediger? Ja zunächst die Prediger. — Nun eben, daß von diesen zunächst und dann von allen Uebrigen Christus besser gepredigt werde, was soll man thun?

Man soll es nicht bei der besondern Predigt des Worts, die auf der Kanzel und im Chorrock geschieht, bewenden lassen, man soll ihr aufhelfen und sie kräftig machen durch andere Art der Predigt. Und wie das? — Indem man das Princip der Gemeinschaft aus seiner Nichtachtung bei uns hervorhebt und lebendig macht.— Ja wie kann man das? — Man kanns durch einen umfassenderen, angemesseneren kirchlichen Organismus. — Wie nun dieser nicht allein sein könnte, sondern wie er der Natur der Sache nach und auf dem Boden der Geschichte, auf welchem wir stehen, sein sollte, davon ein Weiteres.

Jede vernünftige Anstalt, welche den Zweck hat, zu bilden, zu erziehen, überhaupt geistige Resultate in menschlichen Seelen zu erlangen, — denn dazu gehört doch ohne Zweifel die christliche Kirche auch — begnügt sich nicht mit bloßer Mittheilung ihrer Erkenntniß durch die geeigneten Organe, mit bloßem Unterricht, bloßer Beschulung durchs Wort, sondern sie setzt daneben ihre Hausordnung und Zucht, jener ihrer Erkenntniß gemäß, und jenachdem sie ein besonderes Ziel im Auge hat. Mittelst dieser Hausordnung und Zucht sucht sie im Leben der Ihrigen das zur Uebung zu bringen und zu üben, dessen Erkenntniß sie durch den Unterricht mittheilen und wofür sie Liebe erwecken will. Tritt in

solcher Anstalt das Eine hinter dem Andern zu sehr zurück, so wird das immer als ein Mangel erscheinen müssen, es wird zu ungesunden, einseitigen Resultaten führen. Tritt z. B. der Unterricht zurück hinter der Form der Lebensgemeinschaft, hinter der Ordnung und Sitte, in die ein Jeder sich fügen muß, so bekommen die so Erzogenen leicht eine gewisse äußere Haltung ohne inneres Leben, ohne geistigen Inhalt. Tritt aber die Form der Lebensgemeinschaft, die Zucht und Sitte zurück hinter Beschulung oder Unterricht, so entsteht leicht geistige Zerfahrenheit, innere Haltungslosigkeit, Unzuverlässigkeit und aufgeblasenes Wesen. — Soll ein Mangel stattfinden, so ist ein Mangel der Beschulung noch am leichtesten zu verschmerzen, denn die allgemeine Erfahrung lehrt, daß über die bei weitem meisten Menschen tägliche Uebung und Gewöhnung eine größere Macht hat, als verständige Erkenntniß. Jene ist das Ursprünglichere, das Allgemeinere. Es ist auch eine Art Erkenntniß in ihr, aber unentwickelt, nicht in Worten ausgesprochen. Sie durch vernünftiges Denken zu entwickeln, sie zu Grundsätzen und Ueberzeugungen auszubilden, und sich durch diese ausschließlich in seinem Thun und Lassen zu bestimmen, das ist immer nur die Sache weniger Auserlesenen.

Es kommt vor, daß Jemand im täglichen Umgange von dem Andern manche schöne Erkenntniß empfängt, und manchen trefflichen Grundsatz hört ausgesprochen werden, aber gegen die sonstige Art und Weise des Andern, wie sie sich hie und da im Leben zu Tage gibt,

empfindet er geradezu eine Abneigung. Doch was begibt sich? — Während Erkenntniß und Grundsätze vielleicht schon längst vor Ihresgleichen flüchtig geworden sind, hat sich zuletzt die Art und Weise des Andern trotz des eigenen Mißfallens mit geheimnißvoller Kraft in die Seele übergesiedelt und wird von dem aufmerksamen Beobachter zu großer Ueberraschung da wieder angetroffen. — Dergleichen verwischt sich dann so leicht nicht wieder; und es ist so wenig selten, daß es vielmehr die Regel ist. Es bezeugt die Macht des thatsächlichen Vorbildes und der Gewöhnung über die Beschulung und die Erkenntniß.

Nach diesen Bemerkungen zur Kirche zurück, von der wir schon sagten, daß sie auch als Erziehungs- und Bildungsanstalt, und zwar als die von Gott gewollte und geordnete, als die allgemeine Erziehungsanstalt des menschlichen Geschlechtes zu betrachten sei. Zwar nicht in dem Sinne, als ob ihr bloß das jugendliche Alter angehörte. Dieses steht nur in der Vorbereitung zu ihr und tritt erst vollständig durch die Confirmation in sie ein. — Die Kirche hat es vielmehr neben jener vorbereitenden Sorgfalt für die Jugend mit Erwachsenen zu thun, mit Solchen, die, wie der Apostel sagen würde, schon des Geistes Erstlinge empfangen haben, und nun durch gemeinschaftliches Zusammenwirken das erlangte Gut zu bewahren, zu pflegen und zu mehren suchen müssen. Denn wie leicht verliert es sich nicht wieder im großen Strome des hintreibenden Lebens!

Natürlich kann bei Solchen die Form der kirchlichen Zucht und Lebensordnung nicht sein wie bei den Kindern. Diesen setzt man geradezu einen Erzieher, der sie von sich aus ordnet, lehrt und leitet. Sie selbst haben nur fügsam einzugehen in die angewiesenen Wege. Bei jenen dagegen ist ja schon eine gewisse Stufe christlicher Erziehung und Bildung erreicht. Man zieht sie daher je nach ihren Gaben und Kräften weislich mit in die Theilnahme an der erziehenden Thätigkeit herein. Sie sind nicht bloß die Behandelten, sondern auch die Mithandelnden. Sie sind Genossen nicht nur des Glaubens, des Trostes und der Freude in Christo, sondern sie sind auch Gehülfen des christlichen Priesterthums. So wollen es die Apostel an vielen Orten der heiligen Schrift. Je mehr es gelingt, das christliche Volk, nachdem es wohl unterrichtet ist, zum Mitthun, Mitsorgen und Mitdenken für den Wohlstand und die Förderung der Kirche umsichtig herbeizubringen, desto mehr wird sich jeder Einzelne als Glied am Ganzen fühlen, desto leichter wird man es ihm zugleich machen, die rechte beseligende Erkenntniß Christi zu bewahren, darin immerdar zu wachsen und Einer den Andern zu erbauen mit der besondern Gabe, die ihm zu Theil ward. Es wird das zugleich das natürlichste und erfolgreichste Bekenntniß Christi sein.

Wie aber soll man es anfangen um die Gemeinschaft zu beleben, und die Leute zu einer thätigen Theilnahme an der Kirche zu befähigen? Wir sagten schon:

Zunächst und ganz hauptsächlich durch einen umfassenden kirchlichen Organismus, in welchem Jeder nach seiner geistlichen Gabe zugleich sein Feld und seine heilsame Grenze findet. — Aber soll man nicht die thätige Sorge für die Kirche lieber jenen besonderen, aus den übrigen auserlesenen, von Christo verordneten und in seinem Auftrage redenden Personen überlassen, welche den geistlichen Stand in der Kirche bilden? — Vieles muß allerdings wohl zu größerer Ordnung und Sicherheit diesen vorbehalten bleiben, so wie es ja auch in den Zeiten der Apostel war. Allein das hindert nicht, daß jeder Christ insoweit an diesen geistlichen Sorgen Theil nehme, wie er selbst „geistlich gesinnt" ist. So mahnen ebenfalls die Apostel. — In einem umsichtigen kirchlichen Organismus sollte Beides vertreten sein; zunächst: Das Wort und der Wille Christi mittelst seiner auserlesenen Sprecher und Ordner an seine Gemeinde, die ja immer noch eine zu bildende ist, und die von diesen, aus ihr selbst hervorgerückten, Punkten aus heilsam vorwärts geleitet werden muß. Dazu kommt dann die antwortende Stimme und die helfende Mitwirkung der Gemeinde, worin sie sich als eine schon christliche auf einer bestimmten Stufe der Bildung bezeugt. Daß diese letztere Thätigkeit, zu der ersteren in das gehörige Verhältniß gesetzt, nicht verwirrend, sondern helfend wirke, um den Strom des religiösen Lebens in den trägeren Herzen wieder in Fluß zu bringen, kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen.

Hat die römisch-katholische Kirche besonders auf das erste Stück in ihrem Organismus Bedacht genommen, das presbyterianische Kirchenwesen dagegen fast ausschließlich das zweite berücksichtigt, so haben sie eben dadurch entgegengesetzte Vorzüge bekommen, aber sie leiden auch an entgegengesetzten Mängeln, die sich überall bei ihnen fühlbar machen. Die römische Kirche hat dafür in der umständlichen Gliederung ihres Clerus, wodurch sie allen Ständen und Talenten eine angemessene Stellung und Thätigkeit bei sich eröffnete, ferner in ihrem Corporationswesen und in der Gestaltung ihres Gottesdienstes eine Abhülfe zu finden gewußt, und so die kirchliche Gemeinschaft bei sich im hohen Maaße lebendig erhalten. Das presbyterianische Kirchenwesen hat sich durch eine enge und starre Disciplin geholfen. Wie sollen nun wir evangelischen Christen deutscher Nation uns einrichten? Was sollen wir thun?

Wir sollen die unter uns zerstreuten oder entstellten Elemente wahrer kirchlicher Ordnung besser zusammenfassen, die noch fehlenden Bausteine neu hinzufügen und so einen lebendigen Organismus aufrichten, in welchem die Förderung der Kirche und die Mehrung des Reiches Gottes nach allen Seiten hin ihre Befriedigung finden kann.

Wir haben Pfarrer und Pastoren, Decane und Superintendenten, Kirchenräthe und Consistorien, auch Kirchenälteste, Kreissynoden oder Provinzialsynoden u. s. w.; — aber ihr Zusammenwirken ist theils zu wenig

organisch vermittelt, theils nach einseitigen oder falschen Prinzipien geordnet, daher oft sehr lose oder steif, oder ungeordnet und ohne wahres Leben. Es fehlt da in der Grundlage, in den Mittelgliedern und in der Zuspitzung manches wesentliche Stück. Wie es ergänzen, darüber nun Folgendes:

Die Kirche Christi auf Erden besteht aus allen christlichen Gemeinden zusammengenommen, so viele sich auf dem von den Aposteln gelegten Grunde in Anbetung des wahren Gottes zum Himmelreich erbauen. Jede besondere Kirche umfaßt wieder eine besondere Zahl von Gemeinden, welche dieses auf die gleiche Weise und nach den gleichen Grundsätzen thun. Die evangelische Kirche Deutschlands umfaßt alle diejenigen christlichen Gemeinden dieses Landes, welche durch die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Verbande mit der römischen Kirche ausgeschieden sind. In ihr muß, ihrem Entstehen und ihren Grundsätzen gemäß, die Gemeindeordnung nach dem Vorbilde der apostolischen Zeit die Grundlage der ganzen Kirchenordnung sein.

Jeder Gemeinde steht ein Pastor oder Pfarrer vor, dem es allein obliegt das Wort zu predigen und die Sacramente zu spenden gemäß der Ordnung der Kirche. Niemand kann in einer Gemeinde Pastor sein, der nicht zuvor apostolischem Herkommen gemäß durch Handauflegung zum Diener der Kirche Christi ordinirt worden wäre. Die Ordination schließt die allgemeinere Berechtigung ein. Sie berechtigt noch nicht zum

Dienst an einer besonderen Gemeinde, sondern zum Dienst des Evangeliums überhaupt, wo es sein kann. Damit dieser wirklich in Ausübung treten könne, bedarf es dann noch der Vocation, oder der Mission von denjenigen Organen, die dazu wiederum berechtigt sind. Wer auch das Recht der Vocation haben mag, das Recht der Ordination hat die Kirche, und sie übt es oder verweigert es durch die in ihr dazu aufgestellten Organe. Vor diesen betheuert der geistliche Candidat, bevor er ordinirt wird, eidlich aufs Evangelium, daß er getreu sich nach dem christlichen Glauben, wie ihn die Kirche bekennt, halten, den Gottesdienst und alle kirchlichen Handlungen in der von der Kirche festgesetzten Weise gewissenhaft vollziehen, und als ein guter Hirte die ihm einst anvertraute Heerde weiden wolle. — Diese Betheurung könnte vielleicht an die Stelle der als unzulänglich erwiesenen Unterschrift der Symbole treten, zumal wenn etwa die Augsburgische Confession mit in das Buch des öffentlichen Gottesdienstes aufgenommen würde; wie sie sich denn in der That auch in manchen Gesangbüchern noch abgedruckt findet.

Wo die Vocation in den Händen der Gemeinde ist, da bleibe sie darin. Ist sie in den Händen eines einzelnen angesehenen Gemeindegliedes, des Gutsherrn u. s. w., da bleibe sie ebenfalls. Möglichem Mißbrauch kann die Gemeinde ja durch passende Aufsicht vorbeugen, und die Kirche im Großen und Ganzen steht auch genugsam gesichert da. Sie ordinire Niemanden, den man

nicht im Nothfall wählen dürfte. Zeigt sich aber erst nach der Ordination Mißliches, da warte sie ihres oberhirtlichen Amtes. Will gar nichts helfen, nun so fege sie die Tenne.

Ist das Landesconsistorium oder der Kirchenrath im Besitz des Patronats, so möge dieses in den Händen des Organs bleiben, welches an der Stelle jener stehen sollte, und wofür sie selbst nur einstweilige Nothbehelfe sind. Doch ist es dann vielleicht wohlgethan, auch die Stimme der Gemeinde dabei in einer bestimmten Weise zu hören. Sei es, daß man ihr das Recht gibt, im Nothfall ihr Veto mit beigefügten Gründen einzulegen, oder daß man ihr die Wahl läßt zwischen Zweien, oder daß man vor der Bestellung ihre Wünsche hört. Unbedingtes Wahlrecht der Gemeinde hat neben manchem Vortheil auch manchen großen Nachtheil. Zu den letztern gehören namentlich die fast nothwendigen Parteiungen, die dabei entstehen. Ein möglicher Weise von 800 Stimmen gegen 600 Stimmen gewählter Pastor wird gegen die 600 Glieder der Gemeinde immer von vorn herein in eine ungünstige Stellung versetzt sein. — Dem ist auf jene Weise besser vorgebeugt und es ist anzunehmen, daß jenes kirchliche Organ das Interesse hat, den passendsten Mann zu schicken, den es finden kann.

Ist aber das Patronat gar in die Hände staatlicher Gewalten, z. B. der Provinzialregierungen, übergegangen, so kann das nur als ein Mißbrauch betrachtet werden, der durch ganz ungehörige Umstände ins Leben

gerufen ist. Es ist da wieder jene Verwechselung zwischen Aufsichthalten und Selbstmachenwollen. — Nur wo das kirchliche Interesse und alle damit verbundenen Begriffe so im Trüben lagen, wie bei uns, konnte es bis dahin kommen. Der Staat hat aber als Staat gar keine Pfarrer in der Kirche zu vociren. Wer hat es ihm denn aufgetragen? — Er kann ja auch als Staat gar kein besonderes Interesse dafür haben, mithin auch keinen richtigen Maßstab, keine gehörige Einsicht. Ja sogar noch mehr; wie die Dinge in Deutschland stehen, so darf er sich weislich nicht einmal besonders dafür interessiren. Denn in den meisten deutschen Staaten ziehen verschiedene christliche Kirchen ihre Lebenskreise durch einander hin. Ein so lebhaftes, tiefes Interesse nun von Seiten staatlicher Behörden, wie nothwendig dazu gehört, um evangelischen Gemeinden Pastoren auswählen zu können, — das müßte auf der andern Seite nothwendig Mißtrauen erwecken in die Gleichmäßigkeit der staatlichen Wagschalen nach beiden Seiten hin. Die Andern müßten in einer beständigen Furcht schweben, daß ihnen von einem so interessirten Staate gar leicht etwas Leides geschehe; und nicht mit Unrecht. Hat der Staat da überhaupt noch eine religiöse Aufgabe zu lösen, so kann es wohl nur die sein, den Frieden der beiden Kirchen in Deutschland durch die Macht seines staatlichen Lebens zu vermitteln. Wie schlimm also, das Patronatsrecht in eine Hand gegeben zu sehen, die nach vorhandenen Nothwendigkeiten vernünftiger Weise nicht wohl das kirchliche

Interesse haben kann, welches dazu erforderlich ist, auch nicht einmal das persönliche Interesse eines einzelnen Patrons, da sie ja nicht ein Mitglied jener Gemeinden ist, denen sie Pastoren zuschickt, also nicht für sich selbst mit sorgt und handelt. Sie kann vielmehr nur das formelle Interesse des Herrschens haben, welches hier von solchem Punkte aus doch so wenig berechtigt ist.

Befindet sich demnach eine Staatsbehörde als solche in so ungünstiger Lage, um mit Geschick und zu rechter Befriedigung den Patron von Pfarreien zu machen, so gebe man das dahin zurück, woher es gekommen ist, an die dazu hervorgehobenen Organe der Kirche. Das schließt jedoch nicht aus, daß namentlich der Landesherr selbst der Patron solcher Pfarreien bleibe, für deren Besetzung er ein persönliches Interesse haben kann, oder die er selbst gestiftet und begabt hat.

Jede Wahl eines Pastors bedarf der landesherrlichen Bestätigung. Diese ist von der oberen kirchlichen Stelle (vom Bischof) gehörigen Orts (beim Cultusminister) einzuholen. Der Unterthaneneid, welchen der Gewählte vielleicht erst noch leisten muß, bevor er seine Bestätigung erlangt, ist vom Ordinationseide zu trennen, und wird ihm vor dem bürgerlichen Gerichtshof abgenommen. Durch jenen wird er ein Diener der Kirche Christi, wie und wo er irgend zu diesem Dienste Platz findet; durch diesen wird er der Unterthan eines bestimmten Staats, der ihn als Diener der Kirche bei sich anerkennt. Er kann von seiner kirchlichen Berechtigung nicht ohne diese

staatliche Berechtigung Gebrauch machen. — Ist die landesherrliche Bestätigung eingetroffen, so führt der Superintendent des Kreises, vom Bischofe beauftragt, mit den beiden nächsten Pastoren den Gewählten feierlich in die Gemeinde ein, wobei neben der Anrede Beider, des Einführenden und des Eingeführten, an das christliche Volk, auch die landesherrliche Bestätigung vorgelesen werden mag.

Dem Pastor zur Seite stehen in jeder Gemeinde Kirchenälteste. Sie werden von sämmtlichen Hausvätern, die im letzten Jahre an der Feier des heiligen Abendmahls Theil genommen haben, auf sechs Jahre gewählt, nach deren Ablauf sie wiederum gewählt werden können. Ihre Zahl richtet sich nach der Größe der Gemeinden, sie ist in der Regel nicht unter drei und nicht über sieben. — Es sind nur Hausväter wählbar von unbescholtenem Charakter. — Die Wahl kann in der Kirche geschehen, und der Pastor stellt die Gewählten in der Kirche der versammelten Gemeinde vor.

Die Kirchenältesten sind die natürlichen Gehülfen des Pastors und nehmen als solche ihren besonderen Platz im Chor der Kirche ein. Sie haben mit dem Pastor gemeinsam diejenigen Sachen, welche die Gemeinde ausschließlich angehen, zu besorgen. Dahin gehört sowohl eine Theilnahme an der pastoralen, als an der administrativen Thätigkeit des Pastors. Nach jener haben sie sich mit ihm der Armen und Kranken anzunehmen, haben zu mahnen, Versöhnung zu stiften, Zucht und Sitte

aufrecht zu halten u. s. w. Nach dieser haben sie Theil an der Verwaltung des Kirchenvermögens, an der Sorge für die gehörige Ruhe und Ordnung beim Gottesdienst, für die gute Erhaltung und geziemende Ausstattung des Kirchgebäudes, für den Kirchhof der Gemeinde u. s. w. — Zu diesem Zwecke treten sie monatlich ein oder zwei Mal in der Pfarrei zusammen und berathen sich unter Vorsitz des Pastors. —

So in jeder einzelnen Gemeinde, wie nun der Zusammenhang? —

Eine bestimmte Zahl von Gemeinden, — in der Regel nicht unter zwölf, und nicht über dreißig, — bildet zusammen einen kirchlichen Kreis, dessen Vorsteher der Superintendent oder Dekan ist. Die Superintendentur ist in der Regel an eine bestimmte Pfarrstelle geknüpft, bei deren Besetzung also darauf Rücksicht genommen werden sollte. Der Superintendent ist der Vermittler zwischen der oberen kirchlichen Stelle und jeder einzelnen Gemeinde seines Kreises. Er wird vorkommenden Falls von jener zur Berichterstattung aufgefordert, so wie er wiederum von den Pastoren Bericht verlangen kann. An ihn gehen auch zunächst die kirchlichen Beschwerden der Gemeinden, ihrer Vorstände u. s. w. Er visitirt jährlich einmal die Kirchen und Schulen seines Kreises, wobei die Pastoren und Aeltesten der zwei oder drei nächsten Gemeinden zugegen sein mögen. Alljährlich prüft er die Confirmanden, die ihm während des Confirmations-Unterrichts zu diesem Zwecke einmal

oder zweimal zugesandt werden, und weist (jedoch nur in Uebereinstimmung mit dem betreffenden Pastor und den Gemeindeältesten) die unreifen noch auf ein Jahr zurück. — Auf der jährlichen Kreissynode, zu welcher aus jeder Gemeinde der Pastor mit zweien Kirchenältesten sich am Orte der Superintendentur einfindet, werden die besondern Wünsche und Bedürfnisse des Kreises besprochen, Uebelstände namhaft gemacht, Anträge gestellt u. s. w. In dem Rundschreiben, durch welches der Superintendent zur Synode einladet, sind die Hauptgegenstände der Besprechung vorläufig angegeben. Den Vorsitz hat der Superintendent. Am Schlusse werden durch Stimmenmehrheit zwei Abgesandte, einer aus den Pastoren und einer aus den Aeltesten erwählt, welche mit dem Superintendenten als die Sprecher des Kreises die Diöcesansynode zu besuchen haben.

Zwölf bis zwanzig solcher Dekanatskreise sind zu einer Diöcese vereinigt, welche alljährlich eine aus Dekanen, Pastoren und Aeltesten gebildete Diöcesansynode hält. Die kirchliche Verwaltung der Diöcese ist in den Händen eines Consistoriums. An dessen Spitze steht ein Bischof. Der Bischof soll den festen Mittelpunkt bilden in der Bewegung des kirchlichen Lebens. Er hat das Katholische und Bleibende in der Kirche zu vertreten und zu erhalten gegenüber dem Provinziellen und Wechselnden, welches sich in den Synoden geltend macht. Seine Thätigkeit hat eine mehr pastorale, und eine mehr administrative Seite. Jene übt er mehr in eigener Person

aus, diese mehr mittelst des Consistoriums. Als Oberhirte hat er die Ordination der von ihm und dem Consistorio geprüften geistlichen Candidaten, die Einführung neuer Superintendenten, Erlassung von Pastoralschreiben an Pastoren und Gemeinden, Aufsicht über die Lehre und die Ordnung des Gottesdienstes, Versöhnung, Aufmunterung, Ermahnung, Bitte u. s. w. Er besucht alle sechs Jahre sämmtliche Gemeinden seiner Diöcese. Alljährlich beruft er durch ein bischöfliches Rundschreiben die Superintendenten nebst den ausgewählten Pastoren und Aeltesten zur Diöcesansynode, um sich mit ihnen über die allseitige Durchführung kirchlicher Ordnung, über die Hinwegräumung von Hindernissen und Klagen, über Einführung von etwaigen neuen Lehrmitteln für den Religionsunterricht und neuen Gesangbüchern, überhaupt über die besondern Wünsche und Nothdurften der Diöcese zu berathen. Die Synode ist unter Vorsitz des Bischofs, und, falls die weltliche Obrigkeit das für rathsam findet, in Gegenwart eines landesherrlichen Beisitzers, der jedoch an der Berathung und Abstimmung keinen thätigen Antheil hat.

Das Consistorium ist als Beirath dem Bischofe untergeordnet. Es besteht aus etwa zweien geistlichen und zweien weltlichen Räthen. Zu den erstern schlägt der Bischof dem Landesherrn die geeigneten Männer zur Genehmigung vor, in der Regel solche, die schon einmal Pastoren waren. Sie können zugleich am Sitze des Bisthums eine pastorale Wirksamkeit haben. Die welt-

lichen Räthe (Juristen) kann geradezu der Landesherr ernennen. Sie haben gar nichts mit den eigentlichen Pastoralien, sondern nur mit den kirchlichen Rechtsverhältnissen in der Diöcese zu thun.

Den organischen Vermittelungspunkt zwischen der Diöcese und der weltlichen Obrigkeit bildet auf Seiten jener der Bischof, auf Seiten dieser der Cultusminister. Kirchliche Mittheilungen und Fragen der einen Diöcese an die anderen gehen gleichfalls durch den Bischof, welcher sich dazu bei besonderen Veranlassungen auch der Hülfe besonderer aus der Diöcesansynode zu erwählender Commissionen bedienen kann.

Nun die Wahl des Bischofs: Ist die oberhirtliche Stelle einer Diöcese erledigt, so zeigt das Consistorium dieß sowohl dem Cultusminister, als durch Rundschreiben den Dekanen der Diöcese an, und übernimmt interimistisch die Verwaltung der Diöcese bis zur Bestellung eines neuen Bischofs. Sobald nun die Diöcesansynode zusammentritt, wählt sie unter Vorsitz des ältesten Dekans, in Gegenwart zweier Bischöfe, eines consistorialen und eines landesherrlichen Beisitzers, welche jedoch nur auf die Beobachtung der gesetzlichen Wahlform zu halten haben, durch Stimmenmehrheit zwei oder drei Männer aus, und bezeichnet diese dem Landesherrn als würdig zu diesem Amt. Die Wahl geschieht nach feierlichem Gottesdienst in der Kirche. Der Landesherr bestätigt in der Regel den primo loco präsentirten. Erfolgt ein Veto für alle drei, was jedoch

beſſer auf eine angemeſſene Weiſe verhütet wird, — ſo ſchreitet man zu einer neuen Wahl. Iſt die landesherrliche Beſtätigung erfolgt, ſo wird der betreffende Mann, wo möglich vor der verſammelten Synode, von den beiden nächſten Biſchöfen unter nochmaliger Handauflegung in ſein neues Amt eingeführt. Er gelobt dabei, in Gegenwart des ganzen Volks, die zu dieſem Zweck noch feſtzuſetzenden Punkte, die den Inbegriff ſeiner oberhirtlichen Verpflichtungen ausmachen. Durch ein Paſtoralſchreiben zeigt er ſeinen Diöceſanen und durch ein anderes den übrigen Biſchöfen der Kirche ſeinen Amtsantritt in geziemender Weiſe an. Er nennt ſich dabei, ſo wie in allen andern amtlichen Briefen, entweder: Durch die Vorſehung Gottes Biſchof der Diöceſe N. N., oder nur geradezu: Biſchof der Diöceſe N. N. Das Conſiſtorium heißt ebenſo, wofern nicht etwa: Biſchöfliches Conſiſtorium zu N. N., doch: Conſiſtorium der Diöceſe N. N.

Wir ſind nun hiemit im kirchlichen Organismus bei einem Punkte angelangt, der für die kleinern deutſchen Staaten genügen möchte, der dort auch ſchon unter andern, vielleicht entſtellten Formen und Namen mehr oder weniger in Bildung begriffen iſt. Allein wir haben ja nicht die deutſchen Staaten, ſondern zunächſt die deutſche Kirche im Auge, ſo wie ſie ſich vielleicht vorerſt in einem größeren deutſchen Staate, etwa in der preußiſchen Monarchie, geſtalten könnte. — Die Kirche ſtrebt vernünftiger Weiſe nach einer organiſchen Darſtellung ihrer Einheit. Da genügen ihr dieſe Diöceſan-

synoden und diese Bischöfe, diese aus ihr hervorgehobenen einzelnen Träger des kirchlichen Lebens noch nicht. Bloße Mittheilung der Synodalverhandlungen durch den einen Bischof an die andern, was sonst ganz an seiner Stelle ist, — bildet doch auch ein noch gar zu loses Band der Gemeinschaft. Wie nun machen? Wie die kirchliche Einheit der Diöcesen darstellen und — stärken? — Vielleicht durch eine Conferenz oder Synode sämmtlicher Bischöfe? — Ja ich zweifle nicht, daß das schon ein sehr umsichtiges und festes Centrum der Kirche sein würde. Allein es ist nicht bloß das, sondern auch ein mehr pädagogisches Interesse zu berücksichtigen, daß nämlich noch verschiedene andere kirchliche Kräfte in dieses Centrum hereingezogen werden, um es zu verstärken. Dadurch wird alles von dort ausgehende Leben, Bilden und Ordnen zugleich in einer Weise zu Tage gebracht werden, daß es viel leichter nach allen Seiten wirksam einschlägt und im Grunde der Kirche wurzelt.

Zu diesem Zwecke finde alle drei Jahre eine Generalsynode statt, in deren Händen die oberste gesetzgebende Macht der Kirche ist. Auf ihr haben zu erscheinen sämmtliche Bischöfe. Außerdem noch von jeder Diöcesansynode drei geistliche und drei weltliche Abgeordnete (oder vielleicht auch die doppelte Zahl). Da jede Diöcese als ein sittlich-religiöses Individuum zu betrachten ist, so mögen auch die kleineren nicht wenigere Männer senden als die größeren. Jede theologische Facultät sendet ebenfalls ihren Abgeordneten. Der Landesherr

habe das Recht, auch sechs Männer von gutem Namen — drei weltliche und drei geistliche — nach eigener Wahl zur Generalsynode abzusenden. Will man ferner noch besonderen Städten, die um des Glaubens willen vordem Drangsale erlitten, oder Verdienst erworben, das Recht einräumen einen Abgeordneten zu schicken, so erscheint das nicht unbillig und nicht unvernünftig. In diesem Falle würden Stralsund, Magdeburg, Wittenberg, Nürnberg, Augsburg, Ulm u. s. w. mit diesem Rechte zu begaben sein.

Den Vorsitz hat der Bischof des Ortes, wo die Generalsynode gehalten wird. In seinem Einladungsschreiben sind die Tractanden vorläufig angezeigt. Ein für immer festgesetzter Ort ist besser, als jedesmal abzuwechseln und umherzuwandern. Es erleichtert bedeutend den Geschäftsgang. — Sind jedoch für das Letztere überwiegende Gründe da, so geschehe auch das. — Der angemessenste Ort für die preußische Monarchie wäre wohl Magdeburg oder Halberstadt, in der Mitte von Norddeutschland, gleich weit von Osten und Westen, mit herrlichen Domen und geräumigen Localitäten, nicht zu geräuschvoll und nicht zu klein.

Der vorsitzende Bischof wählt sich zu seiner Unterstützung aus den Bischöfen drei Beisitzer; drei andere ordnet ihm die Generalsynode selbst zu. Die Sitzungen können im Chor des Domes stattfinden. Die Versammelten sitzen vielleicht besser nach ihren Diöcesen zusammen, als nach ihren Aemtern in der Kirche. Nach dem feierlichen Gottesdienst liest ein zu diesem Zweck beson-

ders bevollmächtigter Abgesandter den königlichen Brief vor, worin der Landesherr als oberster Beschirmer der Kirche verheißt, sie bei ihren Rechten und in ihren Wegen zu schützen ohne Gefährde, auch die Versammelten aus landesväterlicher Pflicht ermahnt, nur die Ehre Gottes und die Förderung seines Reiches im Auge zu haben, und befiehlt sie unter die gnädige Obhut Gottes. Darauf beginnt die Generalsynode ihre Berathungen. Zu ihrem Geschäftskreise gehören allgemeine liturgische Anordnungen, allgemeine Bitten und Beschwerden, ferner Disciplinarisches und Alles was zur allgemeinen Hebung des kirchlichen Lebens dienen kann. Rein-Dogmatisches ist in der Regel insoweit ausgeschlossen, als es nicht etwa das praktische kirchliche Gebiet, die Liturgie und den Katechismus berührt. Denn die Generalsynode ist nicht der Ort zu forschen in die geheimen Tiefen der Gottheit, sondern vielmehr die menschlichen Seelen im Auge zu behalten, sie zu ordnen und zu bilden nach dem urkundlichen und offenkundigen Bilde Gottes.

Die zu berathenden Gegenstände sind durch besondere dazu erwählte Commissionen vorbereitet. Aus der Zahl der Gewählten ernennt das Präsidium der Generalsynode (der vorsitzende Bischof mit den sechs Beisitzern) den Sprecher der Commission. Die besonderen Beschwerden und Petitionen, die ebenfalls einer Commission zugewiesen sind, werden zuletzt vorgenommen, wofern nicht andere Gründe ihr Vorwegnehmen bestimmen. Die Beschlüsse werden gefaßt nach Stimmenmehrheit. Aber ob

es nicht vielleicht bei besonderen Gegenständen wünschenswerth ist, dem Collegium der Bischöfe das Recht eines Veto einzuräumen, mag dahingestellt bleiben.

Am Schluß erläßt die Generalsynode ein Schreiben an den Landesherrn, dem sie zugleich die von sämmtlichen Synodalen zu unterzeichnenden Beschlüsse zur landesherrlichen Genehmigung vorlegt. Ein anderes Schreiben erläßt sie an das gesammte christliche Volk ihres Bereichs, und bestimmt dann noch vorläufige Tractanda für die nächste Generalsynode. — Den Bischöfen und Diöcesanconsistorien wird empfohlen, die Beschlüsse nach eingegangener landesherrlicher Genehmigung gewissenhaft bei sich durchzuführen, und auch das, was weniger beschlossen als vielmehr nur empfohlen werden konnte, nach Kräften zu fördern.

Die Synodalakten mögen gedruckt, und vom Präsidio, welches bis zur nächsten Generalsynode als solches verbleibt, den Vertretern derjenigen christlichen Kirchen, die mit der evangelischen Kirche Deutschlands in Freundschaft und Glaubensgemeinschaft stehen, zu brüderlicher Mittheilung zugesandt werden.

So weit über diesen kirchlichen Organismus. Daß hier keine kirchliche Spielerei, keine einseitige Liebhaberei, keine Laune von gestern her ist, muß wohl Jedem einleuchten. Das Gebäude steht auf historischem Grunde; es ist aus vorhandenem Material zusammengebracht und aufgebaut. Fast bei jedem Stück könnte ich nachweisen, wo es im Gebiet der mit uns glaubenseinigen christlichen

Kirchen sich längst vorfindet. Es ist die nöthige Bewegung da, und hoffentlich auch die nöthige Ruhe. Das würde „unserm Nabel gesund sein und unsere Gebeine erquicken." Sprüchw. 3, 8. — Jeder würde sich da als Glied am Ganzen fühlen, und was er durch solche Ordnung etwa mehr zusammengehalten wird, das würde sich ihm nicht als ein drückendes Joch darstellen, sondern als eine heilsame moralische Nöthigung, zu der er selbst sein Theil mitgewirkt hat. Daß wir darin ferner das geeignetste Organ besäßen, um allmälig zu genügenderen kirchlichen Rechtsverhältnissen zu gelangen, — ein Feld, welches bisher unter uns kaum angebaut zu nennen ist, — das kann kaum einem Zweifel unterliegen.

Aber wer soll das Alles thun? Wer soll es ins Werk richten? Etwa wieder die weltliche Obrigkeit? Sollen wir uns das wieder so von oben her aufsetzen lassen? — Nein, das nicht. Wir sollen es Alle mit einander thun, jeder auf seiner Stelle, so viel er kann. Freilich auch die weltliche Obrigkeit, auch der König. Wie die Sachen stehen, und wie die Zügel seit 300 Jahren in seiner Hand sind, vermag man ohne ihn nichts. Eine gewisse Selbstverleugnung muß von allen Seiten zu Hülfe kommen, wenn etwas Besseres entstehen soll. Auch der Landesherr hat die mit hinzuzubringen, das ist sicher. Bauen wir Anderen mehr im Grunde, so muß er sich von oben her mit seiner Machtvollkommenheit dem gütig entgegenneigen. Vielleicht muß sogar der erste Schritt zu diesem Werke von ihm ausgehen, wie

es auch theilweise schon geschehen ist. Wenn er nur ganz klar weiß, was uns noth thut, so wird er es seinerseits ohne Zweifel gerne fördern. Er spreche es nur mit kurzen Worten aus: Ich will aus freiem Entschluß diejenigen Rechte, die ich und meine Vorfahren bisher unter den und den Rechtstiteln über die Kirche ausgeübt, zu besserer Ordnung der Kirche und zur Ehre Gottes in den und den kirchlichen Organismus niederlegen. Indem ich mich damit aller Gerechtsame zu Gunsten einer besser zu ordnenden Kirche begebe, verhoffe ich, mein evangelisches Volk werde mir bei diesem Werke getreu und freudig zur Seite stehen. —

Wenn er so sprechen würde, wie, sollte er da ernsten Widerspruch finden? Sollte das Geschlecht der Mißtrauischen und der Störungssüchtigen etwas vermögen über die Offenheit dieser Rede, und über die Beweiskraft, die in der Thatsache selbst liegt? Schwerlich. Denn daß der Fürst selbst da von Allen am meisten Opfer zu bringen hätte, leuchtet Jedermann ein.

Ja, wird ers thun? Kein kräftiger Mann gibt gern ein altgeübtes Recht von sich. — Das muß man sehen, ob er's thut. — Ist er noch zweifelhaft, muß man ihn zu überzeugen suchen, wie heilsam es, wie zeitgemäß, wie dringend nöthig, und wie es auch zuletzt sein eigenes Beste ist. Denn dieses geistliche Anhängsel von Rechten, wie oft hat es nicht in der bisherigen Fassung seinen geraden Gang gehemmt, seine Schritte gelähmt, seinen Blick wirre gemacht. Man kann wohl sagen, es ist doch

so, weil zu sehr von anderer Herkunft, weder ihm noch der Kirche eigentlich zu Gut gekommen. Kann er also zu besserer Selbsterhaltung scheinbar entsagen und sich selbst beschränken, wie sehr würde er daran wohl thun. Man muß ihn darum bitten, so thut ers vielleicht.

Allein woher die Männer nehmen, die gottesfürchtigen, die kundigen, umsichtigen, die wir als Moderatoren der Kirche jeden an seine rechte Stelle stellen könnten? Woher die rechten Bischöfe nehmen aus den Theologen, und die rechten Kirchenältesten aus den Hausvätern der Gemeinden? Man kann die doch nicht von den Bäumen schütteln, und jetzt existiren sie nicht. —

Ja wohl, die rechten Männer würden sich in deutscher Nation schon finden. Man gebe ihnen nur Raum, daß sie sich entdecken können. Bekanntlich kann Niemand schwimmen lernen ohne Wasser. Wo aber dieses ist, macht sich der Geschickte vor dem Ungeschickten und der Kräftige vor dem Schwächlichen bald kenntlich. —

Kämen aber auch Fehler vor im Anfang, wofür man Lehrgeld zu bezahlen hätte, würde der Wellenschlag der neuen Bewegung scheinbar zu heftig und erhöbe sich hie und da ungeordneteres Geschrei; — so wird man's bald besser lernen durch Uebung, und das Schiff der Kirche wird allmälig in ruhigeres Fahrwasser hinüberlenken. Denn es ist ja mit ihm der unsichtbare Steuermann, der Geist, der ihm in rechter Richtung die Segel schwellt und ihm seine heilsamen Wege zeigt — zu Trost und Frieden.

Wäre ein lebendiger Organismus dieser Art erst im Gange, so würde sich aus ihm noch manches andere Wünschenswerthe ergeben, was uns jetzt abgeht. Es würden mancherlei Gestaltungen christlicher Gemeinschaft an ihn angelehnt festeren Halt gewinnen. Freiere Corporationen zu besonderen religiösen Zwecken fänden da unabhängig von den Kräften und Launen einzelner Individuen die sichern Punkte, wo sie sich dauernd anschließen und zum Wohle des Ganzen thätig sein könnten. Die auswärtigen Missionen, Krankenpflege, Kleinkinderschulen, Jugenderziehung, Jünglingsvereine u. s. w., das Alles sind Gegenstände, welche am besten durch das Princip religiöser Gemeinschaft unter der Obhut einer geordneten Kirche gedeihen, während es jetzt, wo es bei uns vorkommt, fast gestaltlos im weiten Meere des Glaubens umherschwimmt, allen Wechselfällen preisgegeben, kaum Gemeinschaft zu nennen, ohne sonderliche Rückwirkung auf das eigene Herz, oft überaus lar, und oft über die Maaßen enge, voll Willkür, und lebend — vielleicht nur noch für heute.

Auch in der Erziehung der Geistlichkeit selbst könnte sich dieß Princip der Gemeinschaft zum großen Segen mehr geltend machen. Nicht als ob wir statt der Universitäten geistliche Seminarien zu wünschen hätten. Es bleibe vielmehr unsern Theologen das freie Universitätsstudium mit der übrigen Jugend des Volkes unverkümmert. Aber nachher, — die lange Wartezeit, vereinzelt, in unangemessenen Verhältnissen sich herumdrückend, ohne

rechte Anregung von außen! — Freilich die Tüchtigsten helfen sich am Ende auch da, lernen auch da, wie überall. Allein wie mancher selbst der Bestgesinnten muß doch der Ungunst ermattender Einflüsse in seiner Vereinsamung erliegen, bevor er, in den belebenden Organismus der Kirche eingereiht, da seine Stelle und seine Stärkung finden kann? Da also ist noch etwas zu thun übrig, und es ist nicht einmal schwer. In jeder Diöcese sei ein geistliches Seminarium oder Collegiatenstift mit einem besonderen Rector unter den Augen des Bischofs. Da vereinige man die Willigen zu einer gemeinsamen Ordnung des Lebens, der religiösen Uebung und der Studien. Nur nicht wieder zu viel bloße Beschulung, Collegienhören u. s. w., sondern Gemeinschaft des Gebets am Morgen und am Abend, gegenseitige Auslegung der Schrift, freie Vorträge, und der bildende Einfluß, der in einer festen Hausordnung, die Stärkung, die in der Gemeinschaft selbst und in der Selbstbeschränkung um eines höheren Gutes willen gegeben ist.

Der Bischof hätte in solchem Institute zugleich das beste Mittel, bei vorkommenden Krankheiten, Entfernungen oder Todesfällen von Geistlichen den Gemeinden aus dem Collegiatenstift rasche und passende Aushülfe zu senden. Jetzt ist es dagegen trotz des großen Ueberflusses von Kräften oft genug herzlich schlecht damit bestellt; warum? weil keine Ordnung ist.

So hülfe man den einzelnen Individuen, so hülfe

man einem großen Bedürfniß der Gegenwart, und so zugleich der kirchlichen Zukunft.

Ja; aber die Geldmittel, um dergleichen zu unterhalten? — Nun ja, die werden sich auch finden müssen. Hat der Staat vordem so große Güter der Kirche verschluckt und zu seinem ungeistlichen Gebrauche verwendet, so wird er jetzt, wo er bei seinen reichen Erwerbsquellen deren weniger noch bedarf, leicht so viel herauszugeben vermögen, um die Nothdurften der Kirche zu bestreiten. Will er's aber nicht, so müssen Alle, die ein Herz dafür haben, zusammensteuern, sobald nur das Recht gesichert ist. — Es wird keinem Christen schaden, auch mit Opfern irdischen Gutes der Sache Christi zu dienen. So haben auch unsere Väter gethan. Die Zeugnisse sind noch unter uns. Sind wir schlechter geworden? Vermögen wir weniger?

Nun ist schließlich noch ein Punkt zu erwähnen, wo es auch mit dem Princip der Gemeinschaft ziemlich schlecht bei uns aussieht. Es ist der Gottesdienst selbst, wo das doch am allerwenigsten fehlen sollte. Schon früher habe ich darüber zu klagen gehabt. Ich möchte dieß Lied nicht gerne hier von Neuem anstimmen. — Durch jenen kirchlichen Organismus würde aber gewiß auch hiefür die geeignete Hülfe kommen. Da würden am leichtesten die rechten liturgischen Formen gefunden werden, deren wir bedürfen, um unsern kirchlichen Versammlungen den so sehr vorherrschenden Charakter der Beschulung und Belehrung in etwas zu nehmen und

ihnen dafür den mehr sacramentalen Charakter der Gemeinschaft in Christo zu verstärken. Wir bedürfen auch da fester Punkte in den wechselnden Elementen. Wir bedürfen, daß das Allgemeinnothwendige hervortrete neben dem Besonderen, daß da nicht nur zum noch werdenden christlichen Leben angeleitet und aufgemuntert, sondern auch daß das schon vorhandene Christenthum in Gebet, Preis und Dank feierlich dargelegt und bekannt werde vor Gott und Menschen. Manches ist dafür an manchen Stellen schon geschehen; aber wie leicht schlagen vereinzelte Versuche fehl?

Freilich ist gewiß mit der Augsburgischen Confession festzuhalten, daß Einförmigkeit religiöser Gebräuche nicht zur Einheit der christlichen Kirche durchaus nöthig ist; allein eine grundförmliche Einheit derselben ist doch sehr wünschenswerth. Sie gibt den Eindruck der Einigkeit, und sie erhält auch leichter die Einheit des Glaubens, der sich ja in jenen Formen ausdrückt. Bei dem großen Hange zur Kritik, der ein Characteristicum unserer Zeit ist, und bei der umherwandernden Beweglichkeit der Menschen auf der andern Seite, sollte man in ganz Deutschland, von Memel bis Basel, solche Stücke im Gottesdienst haben, die gar nicht weiter in Frage gestellt würden, schon deßhalb nicht, weil sie jeder von Kindesbeinen an so und nicht anders kennt. Das liturgische Element ist das statarische, zusammenbindende im Gottesdienst, der Ausdruck der kirchlichen Gemeinschaft. Das darf nicht alle Jahre, oder alle zehn Jahre, oder

von Dorf zu Dorf, oder an der nächsten Grenze wechseln. Es darf nicht den Eindruck des Willkürlichen, Eintägigen, Kurzlebigen machen, sondern es muß fest und dauernd aus innerlicher Berechtigung so geformt dastehen, wo möglich gekrönt mit der Ehrwürdigkeit des Alters, so daß man gar nicht mehr weiß, wer es gemacht hat, unangetastet, geheiligt durch langen Brauch vorübergegangener Menschengeschlechter, groß und weit, weil darin die Lebenserfahrungen und der Trost ganzer Jahrtausende niedergelegt sind, dadurch nöthigend zur Anbetung und zum Gehorsam. — Ohne Zweifel, das fehlt uns. — Aber wenn die Kirche Gestalt gewinnt, so wird auch dafür Rath werden. Es ist zu hoffen, daß es nicht mehr gar zu lange dauere. Es ist eine gar zu theure Schule, in der wir stehen. So viele Tausende verloren, weil — je nun, weil die Kirche nicht genug Kirche ist. Wer kann es ansehen, ohne daß ihm das Blut heißer aufsteigt, und ohne daß er zu wünschen hat, er möchte die Geduld nicht noch verlieren?

VI.

Einwürfe.

Aber längst höre ich um mich her Einwürfe aller Art gegen meine Darlegung aussprechen. Mehr oder weniger oder auch gar nicht freundlich stehen die Andersdenkenden zu verschiedenen Gruppen geeinigt, und Einzelnes vermag ich aus dem bunten Gewirre der Reden, die sie führen, noch zu unterscheiden. — Zunächst höre ich die abgerissenen Aeußerungen: „Episcopal, katholisirend, retrograd", und dergleichen. Nun ja, damit will man doch, hoffe ich, nichts widerlegen. Ich kann darin nichts Anderes, als nur die Trägheit des Denkens erkennen, die Alles, was ihr vorkommt, nach flüchtigem Anblick rasch unter eine vorhandene Devise bringt und dann befriedigt mit ihrem Urtheil fertig ist. Dem Manne, der aufrichtig nach Wahrheit sucht, ziemt solches nicht. Zudem ist es auf deutschem Boden, denke ich, noch keine Schande geworden zu katholisiren. Wer aus den letzten drei Jahrhunderten gar nichts gelernt hat, für den redet die Geschichte umsonst. Rückgängig kann dieß eben so wenig heißen wie jenes, wenn im sechszehnten Jahr-

hundert die gefeierten Reformatoren, um spätere Entstellungen abzuthun, zurückgingen auf die heilige Schrift, auf das Christenthum der apostolischen Zeit, oder wenn der Apostel Paulus zurückging auf den Glauben Abrahams. Anders ist ja auch unsere Darlegung nicht gemeint. — Uebrigens möchte es sein, was es wollte, germanisch oder romanisch, spanisch oder anglicanisch, katholisirend oder sonst irgend etwas, wenn es nur gut ist, das heißt, wenn es der Sache selbst und ihrem Endzweck nur entspricht, so sollte sich billig kein Verständiger an bloßen Namen stoßen. Wie unmännlich, und wie unchristlich wäre das?

Auch an den Bischöfen stößt man sich vielleicht? — Nun ja, so stößt man sich an fünfzehn christlichen Jahrhunderten, man stößt sich an unsern eigenen nächsten Glaubensgenossen, den Schweden, und was mehr ist, man stößt sich an der allerältesten und allernatürlichsten Ordnung der Kirche. — Consistorien mögen ganz gut administriren, aber zu einer pastoralen Einwirkung eignet sich kein Collegium, sondern nur ein Individuum. Das liegt in der Natur der Sache. Auch die Verbindung mit andern Theilen der Kirche macht sich leichter durch kirchliche Individuen als durch kirchliche Behörden. Denn jene haben mehr das Ganze im Auge, diese nur ihren Geschäftskreis.

Doch es kommen Einwürfe viel gewichtigerer Art. Manche der Staatskundigen und der Staatsverehrer klagen, das werde einen Staat im Staate geben, und darum müsse man es nie dahin kommen lassen mit der

Kirche. Denn das werde den Staat nur schwächen, und das dürfe man nicht wollen. Da sei ja schon die Staatsverfassung, die Reichsstände, die großen Räthe, das Parlament; denen komme es zu, auch der Kirche Ordnung und Gesetz zu geben; warum denn einen doppelten Organismus? — Besonders sind das solche Stimmen, die, bewußt oder unbewußt aus der Schule der französischen Revolution und der Napoleonschen Staatstyrannei hervorgegangen, sich unter Staat den allgemeinen Inbegriff aller möglichen Gerechtsame und Lebenszwecke denken. Manche treten, verleitet durch die Consequenzen falscher Voraussetzungen, Manche um ihres philosophischen Systemes willen ihnen bei. Und auch solche schließen sich noch dieser Gruppe an, denen das Heil des Staates, wie er dasteht, im Grunde wenig am Herzen liegt.

Hierauf nun Folgendes: Zunächst was die Befugniß der Reichsstände und des Parlaments betrifft, so erscheint es durchaus unpassend, daß die Kirche Ordnung und Gesetz empfange von Solchen, die doch offenbar nach andern als kirchlichen Rücksichten gewählt worden sind, die also vielleicht gar nichts von ihr verstehen. Auch macht die Zusammensetzung jener hohen Versammlungen aus Gliedern verschiedener Kirchen sie zu diesem Beruf ganz unfähig. Was wir also für die Kirche wünschen müssen, dafür bieten diese keinerlei Ersatz. Wenn es aber so gefährlich ist, daß ein Staat im Staate, wie sie es nennen, bestehe, das heißt, daß in dem einen Organismus und seinen Funktionen noch ein anderer oder mehrere

andere Organismen ihre Stelle finden, welche mit besonderen Funktionen jenen möglicher Weise begrenzen und beschränken, wenn das so gefährlich ist, so wunderts mich, daß der furchtsame Staat nicht schon das christliche Familienwesen aufgehoben hat. Denn die Familie hat ja auch ihren Organismus für sich, ist auch ein Staat im Staate. Der Hausvater, die Hausmutter, die Kinder, das Gesinde, jeder hat seinen bestimmten Stand im ganzen Wesen und sein bestimmtes Recht, worein der Staat nicht greifen darf. Die besseren Staaten sind aber so weit entfernt gewesen, darin etwas Gefährliches für sich zu erblicken, daß sie nichts Eifrigeres zu thun hatten, als diesen Organismus mit ihren Staatsgesetzen auf alle Weise zu unterstützen. Denn sie erkannten wohl, daß der Staat selbst darin am besten begründet sei, und daß er nicht eigentlich aus Individuen, sondern vielmehr aus Familien, das heißt aus kleinen Staaten bestehe, die sich in bestimmten Rechtsverhältnissen, ohne sich selbst dadurch aufzuheben, wieder zum großen Staat vereinigen.

Ferner das Zunftwesen, ist das nicht auch ein Staat im Staate? — Ja, darum hat man auch mit die Nothwendigkeit gefühlt, die Zünfte aufzuheben. — Nein, darum fühlt man eben jetzt die Nothwendigkeit, etwas der Art wieder in die Stelle zu setzen. — Und die Eisenbahngesellschaften, und die anderen Corporationen, sind das nicht auch Staaten im Staate? — Ja, aber diese können nicht gefährlich werden. Sie verdanken ihr Da-

sein lediglich der Genehmigung des Staates. — Nein, sie verdanken ihr Dasein einem besondern Bedürfniß innerhalb des staatlichen Kreises, und der Staat, weil er das anerkennen mußte, verlieh ihnen Schutz und Rechte, damit der Zweck erreicht werden könnte, zu dem jene besondern Personen sich zusammengethan. Etwas Anderes nun verlangen wir auch vom Staate für die Kirche nicht: Anerkennung und Schutz. — Doch muß der Staat, um diese geben zu können, eine Art Aufsicht üben, damit sich nichts für ihn Gefährliches ergebe. — Ja, das mag er thun so viel er will; das heißt: er mag aufsehen helfen, daß solche Corporation sich treu nach ihren ausgesprochenen Grundsätzen halte in dem gegebenen Wege. Aber auch das muß seine bestimmten Grenzen haben. Er muß nicht all und jedes in sich hineinziehen, modeln, leiten wollen, nicht aus übergroßer Freundschaft, oder in falscher Selbsternährung sich mit der Kirche verwechseln. Wo es geschehen ist, hat es den Staat eher schwach als stark gemacht, hat viel Verwirrungen gebracht und — nichts geholfen. So wenig der weise Staat Zunft, Eisenbahn- oder Feuerversicherungsgesellschaft und dergleichen selbst ist oder sein kann, so wenig sollte er auch Kirche sein wollen. Wollte er es anders, so ist schwerlich zu erwarten, daß er ein besseres Ersatzmittel von sich aus an die Stelle der verdrängten setzen werde. Es gibt eine Art der Macht, mit der die Ohnmacht und Schwäche unausbleiblich verbunden ist. Zu vieles Können und Wollen führt gewöhnlich zu nichts Rechtem. Zu starkes

Zusammenziehen ins Centrum macht nothwendig die Seiten schwach.

Wie glücklich daher der Staat, dem eine so alte, so bewährte Institution, wie die christliche Kirche ist, die längst vor ihm da war, hülfreich entgegenkommt und mit zuverlässiger Stimme spricht: Diese Sorge nehm' ich dir ab, die überlaß du mir. Wie glücklich, wenn er mancherlei solcher besondern Sorgen und Lebensinteressen in besondere dazu geschickte Hände und Organismen niedergelegt findet, so daß ihm selbst nur übrig bleibt, mit weiser Umsicht die Wagschale zu halten, und über Allen stehend, Alle bedenkend, ihr gegenseitiges Recht und ihren Frieden mit einander zu vermitteln. Will er dagegen Alles in Allem selber sein und thun, oder doch nur wenig außer ihm zu thun übrig lassen, so werden wir vor lauter Allgemeinheit zur Langenweile werden. Es wird eine schöne Pfuscherei geben. Ein unheimliches herzloses Wesen, undeutsch, leer und öde.

Aber die Uebermacht! — Die Uebergriffe, die da wieder kommen werden, wenn man die Kirche wirklich als eine Macht im Staate sich gestalten läßt. Man hat es ja erlebt in früheren Jahrhunderten. Soll man das Stück nun noch einmal aufführen? — Sind wir vergebens gewarnt? — Sind wir vergebens reformirt worden?

Hierauf dieses: Wir sind doch wohl unmöglich reformirt worden um deformirt zu werden, um aller kirchlichen Form verlustig zu gehen. Warum aber Gespenster

an die Wand malen, die längst nicht mehr erscheinen können. Was zu andern Zeiten unter ganz andern Umständen von ganz andern Punkten aus geschehen ist, dessen Wiederkehr unter uns zu fürchten, es als Abschreckungsmittel zu benutzen, zeugt jedenfalls von keiner Umsicht und von keiner tieferen Kenntniß der Geschichte.

Freilich, wo Macht gegeben wird, da ist auch immer Gefahr des Mißbrauchs. Aber wer wird sich dadurch abhalten lassen Macht einzuräumen, wo Macht wirklich sein muß, wenn man der Natur der Sache treu bleiben will? Vor einer Uebermacht des kirchlichen Wesens kann sich ja der Staat genugsam hüten. Da kann er sich ja hinlänglich vorsehen, daß es ihm nicht ungebührlich über den Kopf wachse. Was für Mittel hat nicht der heutige Staat in seinen Händen im Vergleich mit jenen vergangenen Jahrhunderten, um Uebergriffe der Kirche von sich abzuweisen, während die Kirche ihm gegenüber jetzt immer die wehrlose ist! Tritt sie heraus aus ihrem ihr rechtmäßig zugehörigen Kreise, so drückt sie mit eueren Mitteln zurück. Ist sie aber in dem Ihren thätig, so laßt sie zufrieden; — ihr habt kein Recht sie zu hindern.

Zudem ist ja die Kirche, die wir meinen, kein geheimes Irgendetwas, von anderswo her über den Köpfen der Leute in die Luft gebaut, sondern es ist ein klarer, bestimmter Organismus des christlichen Volkes selbst, zu bestimmten Lebenszwecken, auf der Grundlage der christlichen Gemeindeordnung, mit bestimmten Pflichten und mit bestimmten Rechten, und an bestimmten Punkten

sogar der Einwirkung des Staates offen. Was ist denn das so Fürchterliches!

Es ist wohl nichts so Fürchterliches, aber man muß sich mit seinen Wünschen an das jetzt Ausführbare halten, — so höre ich erwidern. Und ausführbar ist doch allein die weitere Entwickelung dessen, was einmal besteht. Bestände es selbst mit Unrecht, so besteht es doch, und besteht schon dreihundert Jahre lang. Das ist wohl zu berücksichtigen. Man muß also auf dem Consistorialsystem, das nun einmal da ist, weiter bauen; das genügt.

Darauf sage ich: Da in der Kirche Christi kein Verjährungsrecht gilt, so machen auch lange Jahre Unrecht noch nicht Recht. War die Consistorialordnung vor 300 Jahren ein kirchliches Unrecht, so ist sie es auch heute noch. Da sollte denn billigermaßen das französische Sprüchwort in Anwendung kommen: **La plus courte sottise est la meilleure sottise** — Je kürzer ein Fehlgriff, desto besser. — Man sollte dann nicht weiter daran entwickeln, oder doch nur so, daß es etwas Besseres und Begründeteres würde, als es ist. Weiter gehen auch meine Wünsche nicht. Man kann sie auch Entwickelung des Bestehenden nennen, ich habe nichts dagegen.

Aber nun kommt mir ein anderer Einwurf zu Ohren, offenbar von näherstehenden Männern. Ich höre sie sagen, man müsse nicht erst das Aeußere und dann das Innere zurecht machen; es müsse Alles nur von innen herauskommen, sonst werde es ein todter und darum

ertödtender Formalismus. Erst müsse wieder die Predigt kräftiger, der Glaube lebendiger werden, bevor man daran denke in rechter Form und Ordnung die Kirche zu bauen. Jetzt aber sei die Zeit, so wie man stehe, dazu noch nicht gemacht. Auch in der apostolischen Zeit habe ja den 3000 Seelen am Pfingsttage erst das Wort durchs Herz gehen müssen, bevor sie sich zu gemeinsamer Lebensordnung zusammengethan. Das müsse Regel bleiben für immer. Darum sei vorerst nichts nöthig, als den Glauben zu stärken. Dann mache sich das Uebrige von selbst. —

Hier ist ohne Zweifel eine wohlmeinende evangelische Gesinnung, aber beistimmen können wir dieser Rede aus folgenden Gründen dennoch nicht: Zunächst macht sich eigentlich nichts von selbst, und wie es scheint, ganz besonders in der evangelischen Kirche nicht. Der Glaube, den diese wohlgesinnten Männer erst erzeugen wollen, bevor sie an den Bau des Kirchenwesens gehen, er ist ja da gewesen im höchsten Maaße nach den Zeiten der Reformation. Warum hat sich denn keine Kirche in rechter Fassung umsichtig und wohnlich aus ihm gemacht? Und o, warum sind wir aus vollem Glauben so tief in Unglauben gerathen? Doch wohl, weil keine rechte Kirche vorhanden war, die uns zusammenhielt.

Auch wird das Vorbild der apostolischen Zeit hier gar nicht richtig angezogen. Man sehe doch auch die Dinge einmal ohne Uebertreibung an, wie sie sind. Oder ist man wirklich der Meinung, jene dreitausend Seelen

seien nun nach Petri Predigt sogleich gläubig gewesen in dem umfassenderen Sinne, wie wir heute das Wort verstehen, und wie wir wünschen, daß Alle sein möchten, nämlich so, daß sie auch schon die rechten vollständigen Begriffe von Christi Person und Werk und von ihrer Verpflichtung zu ihm gehabt? — Gewiß nicht. Ihr Glaube an Christum war sicherlich damals weder schon so klar noch so stark, wie er werden mußte. Das liegt in der menschlichen Natur und es wird bezeugt durch die folgenden Geschichten. Nicht aus vollkommenen Christen, sondern aus halbgläubigen zum Glauben sich hinneigenden Menschen baute sich die Kirche und in der Kirche selbst erst, wie sie in ihr mit Christo zu längerem Umgange verbunden wurden, mehrte sich ihr Glaube.

Nun unsere Gegenwart, wie sehr in ihr immerhin allerlei Zerstörungsgeister gehaust, und wie anhaltend namentlich der Unglaube in ihr sein luftiges Zelt aufgeschlagen hat, wer wird sich auch dadurch die Augen blenden lassen zu erkennen, wie sie doch ganz vom Christenthum getragen wird, wie sich überall in ihr Christliches vorfindet mitten in der Verkennung! Oder wo ist Jemand unter uns so ungläubig, dem nicht auch einmal, wie jenen am Pfingsttage, das Wort von Christo durchs Herz gegangen wäre, so daß er bedenklich gefragt: Was soll ich thun? —

So viel Glaube uns dort berichtet wird, so viel ist auch noch in der Gegenwart vorhanden, denke ich. Es wäre ja auch über alle Maaßen schrecklich, wenn

es anders wäre. Konnte man sich also damals kirchlich einrichten und darin weiter gehen, so kann man es auch jetzt mit den christlichen Elementen, die vorhanden sind. Zu sagen, man könne es nicht, heißt sich ganz banquerott erklären und sich dem verlorenen Sohn gleichstellen, der das herrliche Erbtheil des Vaters in falscher Freiheit zügellos vergeudet hat. Man wolle nur nicht eine Kirche bauen für den Unglauben, sondern für den Glauben, nicht nach besondern Zeittendenzen, Gefühlen, Launen, Einfällen, die heute so und morgen anders sind, sondern mit weiser Rücksicht auf die Erfahrungen vergangener Jahrhunderte, auf die inneren Gesetze des Christenthums und auf die menschliche Natur. Mit Einem Wort: Man wolle eine heilige allgemeine christliche Kirche bauen, groß und weit und wohnlich, keine andere. —

Hier muß ich nun auch noch des Mißbrauchs erwähnen, der da mit den Worten „Inneres und Aeußeres und von innen heraus" so leicht getrieben wird. Nämlich als ob das, was ich Kirche nenne, nur etwas Aeußeres wäre, und der Glaube dagegen ausschließlich das Innere. Aber ich behaupte, es hat der Glaube, wie ihn so viele unserer gleichgesinnten Freunde erst noch gestärkt wissen wollen, eben so viel Aeußeres und eben so viel Inneres, wie die Kirche, von welcher ich rede. Sie wollen nämlich das rechte Dogma, das ist die rechte Fassung, den rechten, mehr oder weniger wissenschaftlichen, Ausdruck des gläubigen Denkens; und ich will die rechte Kirche, das ist die rechte Fassung,

den rechten Ausdruck des christlichen Lebens, welches doch offenbar dem gläubigen Denken zu Grunde liegen soll. Denn erst wird gelebt und erfahren; danach wird gedacht. Ich setze nun immer voraus, daß man die Kirche aus dem Glauben baut, nicht aus dem Unglauben, zur Ehre Christi, nicht um sich selbst im eiteln Götzendienst zu huldigen. Das setze ich voraus auch da, wo ich das rechte Dogma, die rechte Fassung des Denkens über den Glauben, noch vermisse. Denn es wäre ja wohl möglich, daß Jemand im Grunde gläubig sein könnte, und doch litte die Form seines religiösen Denkens über Christum an bedeutenden Mängeln, infolge der falschen Schule, die er durchgemacht. Da muß man die falsche Schule durch eine rechte Kirche corrigiren. Ich kann mir den äußerlich sichtbaren Organismus nicht ohne die unsichtbare Gesinnung denken, die ihn allein ins Leben rufen und lebendig erhalten kann. Alles soll ja in Christo geschehen. Inneres und Aeußeres ist da verbunden wie Leib und Seele. Ihre Grenzen gegen einander sind in Dunkel eingehüllt; aber keines ist ohne das andere und kann ohne das andere sein, so lange wir auf dieser Erde leben.

Ich fürchte, wenn jene Männer das überall ganz genau durchführen wollen, was sie sagen, daß erst der rechte Glaube in gehöriger Stärke da sein müsse, bevor man in kirchlichen Dingen etwas thue, so werden sie uns noch die Taufe der Kinder angreifen müssen; denn von Glauben kommt ja beim Kinde noch nichts zum Vor-

schein, wann jene heilige Handlung vollzogen wird. Aber man setzt ihn voraus in der Seele des Kindes und tauft es getrost auf den Glauben, welchen die Kirche bekennt, obschon es selbst ihn noch nicht bekennen kann. Wie ist es da mit jener Theilung von dem Aeußeren und dem Innern? Geht dieses jenem auch erst etwa voraus? Nein, keineswegs. — Die Handlung spricht dagegen. — Nun gut, so mache man es auch mit der Kirche selbst. Man baue und richte sie ein nach ihrem eigenen Gesetz und Glauben, und setze voraus, daß diesen auch die Individuen haben. Haben sie ihn, gut; haben sie ihn nicht, schlimm für sie. Etwas aber haben sie doch immer von ihm, wenn sie überhaupt nur getauft und in der Christenheit erzogen sind. Denn wie wäre es möglich, sich diesem Einfluß ganz zu entziehen?

Aber mit dieser Rede sind, ich weiß es schon, wiederum manche sonst einsichtsvolle evangelische Männer gar nicht einverstanden. „Du mißachtest die rechte gesunde Lehre; und die Einheit des Glaubens in der Kirche scheint dir wenig oder nichts zu gelten." Das werfen sie mir vor. Doch ich erwiedere: Ich mißachte die rechte Lehre nicht, und Einheit des Glaubens, des Bekennens, in der Kirche gilt auch mir als ein köstlich Gut. Ist es verloren durch Mißbrauch des Katheders und der Kanzel, so muß gewissenhafterer Gebrauch der beiden es wiederbringen helfen. Das ist richtig. Aber nichts Anderes suche auch ich, und ich habe Gründe zu hoffen, es würde eine besser organisirte Kirche gewiß den wahren

Glauben unter uns stärken und für die Einheit des gläubigen Bekennens ein sicherer Hebel sein. —

Allein das Formelle, so wendet man ein, wird doch in solchem Kirchenwesen viel zu sehr vorherrschen, und dann müssen wir zuletzt wieder zu dem zurückkommen, wovon wir aus guten Gründen abgekommen sind. —

Ich denke, uns liegt zunächst nicht die Gefahr vor der Hand, aus Ueberfülle der Form den Geist zu dämpfen und selber zu ersticken — das weiß Gott! — sondern aus Formlosigkeit den Geist einzubüßen und zuletzt abständig zu werden. Diesem Letztern also müssen wir entgegenarbeiten. Gelingt es uns, und kommen wir dabei, wie es Siegenden leicht begegnet, in die entgegengesetzte Gefahr (die jedoch wirklich noch im allerweitesten Felde ist), so wird der Herr der Kirche dann auch schon seine Mittel und seine Werkzeuge finden, um dem abzuhelfen. Man muß nicht gar zu vorsichtig sein wollen, und vor entfernten Gefahren die Noth der Gegenwart übersehen. Sonst kommt man zu Nichts. —

Zu diesem muß ich noch ein offenes Bekenntniß dessen, was ich denke, hinzuthun. Ich denke nämlich, daß Mancher von uns, der sich scheinbar vor dem Formalismus fürchtet, im Grunde genommen viel mehr die Furcht vor festerer Ordnung plagt. Der herrliche Ruf: Nur Geist, nur Glauben! ist oft mit persönlichen Liebhabereien, mit ungesunden Auswüchsen und mit einem religiösen Selbstgefallen verbunden, das sich nicht gern durch kirchliche Ordnung und festeres Gesetz in die Schranken weisen

läßt. Mit Einem Worte: Es ist eine antinomistische Tendenz unter uns, die einer festeren Begründung und umsichtigeren Gestaltung des Kirchenwesens abhold macht; und so lange diese vorherrscht, wird es allerdings erschwert etwas Genügendes zu thun. Die Erkenntniß aber, wie viel heilsamer es sei durch festere Ordnung der Kirche in sich selbst geordnet und gehalten zu werden, als in den weiten Begriffen des Geistes und des Glaubens sich selbst überlassen umherzuträumen und umherzutaumeln, — solche Erkenntniß kann auch wohl erst durch das Leben selbst in einer besser organisirten Kirche errungen werden.

Darum, nach diesem Allem, weiß ich immer nichts Anderes zu rathen und zu sagen, als: Seid ihr gewillet eine bessere Kirche zu haben, so — vor Allem verleugnet euch selbst, und — was ihr thun wollt, das thut bald.

VII.

Schluß.

Ich sehe eine schöne Zeit herüberkommen über dich, o deutsches Volk, ich sehe dir bessere Tage werden als die vergangenen, o mein Vaterland, wenn du dich recht zusammenfassest und deine Versuchung überwindest. —

Welche Versuchung?

Diese: Daß du in deinem Ringen um die höchsten Güter trügerischen Stimmen folgend, die mit süßem Klange dir das Herz umstricken, zuletzt gar einbüßest die alleroberſten Bedingnisse deines Lebens: deine deutsche Freiheit, deine sittliche Ordnung, deinen Glauben, deinen Gott! —

Wo sind sie, diese Stimmen?

Hörst du sie wirklich nicht? Erfährst du nicht wie sie einschmeichelnd mit hohen Bildern dich berücken? Sie wissen es wohl, wie sehr du nach Weisheit jagst und nach Erkenntniß. Sie kennen dich wohl. Daher der Ruf um Freiheit der Wissenschaft, Freiheit des Denkens, und des Glaubens, — als ob es dieses wäre, was dir vorzugsweise gebräche. Aber hat auch Jemand zu irgend einem Glauben dich gezwungen? — Nun gut; es wird

dich auch künftig Niemand zwingen. — War denn dein Denken bisher in Fesseln geschlagen? — Ich denke, nicht, und jene Stimmen selbst bezeugen es. Nun gut, es wird auch künftig nicht gefesselt werden können. Sieh nur die Sache klaren Blickes an. Du wirst ja nicht von solchen regiert, die in ihren Kreisen denkunfähig sind, sondern die Tüchtigsten im Denken und im Handeln werden aus dir herausgehoben und dir vorgesetzt zu Richtern, Ordnern, Lehrern, Führern. Wenn du in Wahrheit irgendwie gebunden, wenn du von Jemandem abhängig bist, so ist es nicht der Glaube, nicht die Kirche und ihre Diener, die dich binden, sondern es ist die Wissenschaft, es sind die Forscher und die Wissenschaftsvertreter, in deren wechselvollen Händen du von Jugend auf, in deren Händen auch so ganz und gar die Kirche mit ihren Dienern ist.

Was hat nun jenes Rufen zu bedeuten? Es will im Grunde nicht Freiheit, sondern formlose Ungebundenheit, es will nicht Ordnung, sondern Unordnung, es will nicht Glauben, sondern Unglauben in die Höhe bringen bei dir, o deutsches Volk. Nicht um die Wissenschaft ist ihm zu thun, sondern um das, was sich aus seiner Art des Zweifelns und des Forschens Besonderes ergeben hat. Das sollst du nun in Eile als das Deine anerkennen, sollst es mit Pomp einführen in die Ordnung deines Lebens, sollst die alten erprobten Pfade verlassen, die durch Erfahrung geweihten, um auf gestern erfundenen Wegen heute mit dem Einen zu hüpfen, morgen mit dem An-

dern zu stolpern, und übermorgen mit dem Dritten durch Koth und Schlamm, durch Blut vielleicht, tief genug durchzuwaten. Der Bogen wird nun straffer angespannt von diesen Rufern, nachdem du schon halb gewonnen bist. Es genügt ihnen nicht mehr sich auszusprechen und gehört zu werden; nein auch herrschen wollen sie schon mit ihrem Wissen über dich, o deutsches Volk, und deine Sitten bestimmen, deine Haltung modeln nach ihrem launenhaften Dünkel.

Ich denke, wir Andern lieben auch die Wissenschaft, die ernste, die herzerhebende, erleuchtende, das Palladium des deutschen Volkes; wir möchten sie um keinen Preis entbehren. Wir lieben auch die Freiheit des Glaubens, wir lieben dich auch, o theures Vaterland, und sehr liegt uns daran, daß du groß und herrlich werdest an Manneskraft, an Weisheit und jeglicher Tugend. Aber wir haben es so leicht nicht nehmen können mit unserm Forschen. Wir stehen auf dem tiefen lehrreichen Boden der Geschichte, in der wir Gottes Wege verehren und nach seinen Fingerzeigen spähen; damit sind wir so rasch nicht fertig geworden. Wir wollen dich nicht glauben machen an uns, wir möchten dich nicht abhängig wissen von uns, von unserer Stimmung, unsern Einsichten. Nein, unabhängig möchten wir dich wissen von jedem Einzelnen, in männlicher Haltung mit festem Herzen gläubig deine Wege wandelnd.

Doch siehe, was stellt sich unsern Blicken dar? Kaum Glaubliches. —

Statt jener Tiefe des Gedankens, die bis dahin das Eigenthum des deutschen Namens war, die sich sonst überall in Handlungen und Werken ausgedrückt, statt ihrer hat nun die Oberflächlichkeit selbst, wie es scheint, ihren breiten Thron auf deutschem Boden aufgeschlagen, und die seichten Wasser ihrer Rede über die betäubten Häupter ausgegossen. — Sind wir denn ganz aus unsern Bahnen gewichen? Sind wir geworden wie die Fremden, und ist der deutsche Ernst auch etwa von unsern Nachbarn gen Abend in das Schlepptau ihres Leichtsinnes genommen worden? Es ist unmöglich, daß es lange so bleiben sollte. Es streitet gar zu sehr wider unsere Natur. Endlich muß es sich doch zeigen, wie ihrer so viele, die nun in Glaubenssachen eifrig das Wort ergriffen, reden und urtheln über Dinge, die sie gar nicht erkennen können, weil sie weder Geduld gehabt sie zu erforschen, noch Ernst und Herz genug sie zu erfahren. Dennoch haben sie dir Eindruck machen können, o deutsches Volk. Kannst du denn träumerischen Sinnes unklar so bald mit schönen Redensarten gefangen werden? — Wie unfrei! — Kein schöpferisches Werk des Geistes, kein Zeugniß höherer Weihe und Sendung haben sie aufzuweisen gehabt, und doch hast du zum Theil so fügsam in ihre Reigen eingestimmt. Ist so etwas in Deutschland je erlebt worden? Besinne dich doch, o deutsches Volk, erhole dich von deiner Täuschung; komme zu dir selbst und genese.

Dir ist in deine Hand gegeben Glück und Elend, Leben und Tod. — Groß und glücklich wirst du sein, wirst Leben haben, wenn du dich zu fassen weißt in heilsamer Ordnung, und weißt die raschen Strömungen des Geistes in sichere Bahnen einzuleiten, mit Umsicht und Geschick. Aber elend wirst du sein und haltungslos hinfallen, wenn du dich so gehen und treiben lässest von allen Winden, das für Freiheit achtend. Die Gefahr ist zunächst nicht, daß dir die freie Bewegung des Geistes in Bande geschlagen werde, — wer könnte das wollen, und wer, auch wenn er's wollte, könnte es können; — sondern daß sich dir der Geist, weil formlos, verwirre, verflüchtige und gar noch abhanden komme. — Wie ein starker Wein ein starkes Faß erfordert, so muß ein starker Geist sich auch in starken Formen bewegen, wenn er nicht abständig werden soll. Diese Formen müssen fest und völlig genug sein um ihn zu fassen, aber auch biegsam genug um seine Bewegung nicht zu hindern. Ein jeder Geist hat hier auf Erden seinen Körper, sonst kann er nicht leben. Sind aber Geister, die da formlos und körperlos, Irrlichtern gleich, auf dem Boden dieser Erde unstet umher zu flattern sich unterfangen, die soll doch Niemand für gesunde Menschen achten. Unnatürliche Gespenster sind es, mit denen zu thun zu haben nicht ganz geheuer ist. Man muß sich ihnen gegenüber in rechte Stellung setzen und sie mit guten Sprüchen bannen, damit sie nicht weiter schaden können.

Ach, viele dieser gestaltlosen, inhaltsleeren Geister

treiben, so scheint es, ihren Spuck in dir, mein Vaterland. Der Begeisterung fähig, und der Begeisterung bedürftig jauchzt ihnen freudetrunken eine edle Jugend entgegen, und jagt voll träumerischer Sehnsucht den verheißenen Idealen nach. Ueber dem Weiten und dem Bessern bleibt das Nahe und das Gute dann ungekannt und ungeübt. Von neuem werden Thürme in den Himmel gebaut — aus Erde, und über der Arbeit hat die Sprache schon angefangen zu einem Babel zu werden, daß sie sich einander nicht verstehen. Es kann noch Schlimmeres kommen, wenn es in diesem Zuge fortgehen sollte. Verödete Herzen, zerfahrene Köpfe, friedlose Häuslichkeiten, schmähliche Sitten, übersättigte Jünglinge, haltungslose Männer, anarchisches Staatswesen, Mattherzigkeit, Herzlosigkeit, Unsicherheit, Untreue, Zerrissenheit, ja die Gefährdung deines Daseins selbst, o deutsches Volk. —

Aber daß es mit dir bis dahin kommen werde, hoffe ich nicht. Ich traue noch auf den tiefern Grund, der in dir ist. Auch sind ja die Reihen der Guten, die Männer voll Glaubens und voll Geistes, bei dir noch nicht ausgestorben. Hat sich nur das Uebel erst recht ausgesprochen, so wirst du desto tiefer zurückgehen in dich selbst, und es wird dir da an Heilkräften nicht fehlen. Dann wird es besser werden mit dir, nach allen theuern Schulen, die du durchgemacht. Es wird sich die Verwirrung lösen. Zur Klarheit eines schönen lichten Morgens wirst du aus deinen bunten Träumen erwachen. Die Gebilde der Lüge, die dich umgaukelten, werden

zerrinnen. Die Bilder falſcher Größe werden erbleichen. Du wirſt das Ausführbare wollen. Du wirſt dich gründen auf das Vergangene, und wirſt nicht kurzen Gedächtniſſes die Erfahrungen der Jahrhunderte verachten. Du wirſt nicht frei ſein wollen ohne Selbſtverleugnung und Selbſtbeſchränkung, nicht glücklich in der Unordnung, nicht groß im Schweben und im Schwanken. Du wirſt dein Heil nicht darein ſetzen, nach allen Seiten hin mit deinem Geiſt in der Weite umherzuſchweifen, ſondern Gehorſam zu üben unter deine Pflicht. Dann wird deine Erkenntniß ſicherer und tröſtlicher, dein Herz wird feſter werden in irdiſchen und himmliſchen Dingen. Dein ganzes Weſen wird, gleich einem wohl zuſammengehaltenen Strome, an Tiefe und an innerer Lebenskraft gewinnen. Es wird ſich eine Kirche dir bauen groß und wohnlich und ſchön. Da wird ein Jeder ſeine Stelle finden, ſein Thun und ſeine Grenze. Mit weiſer Ordnung wird jedem Bedürfniß der Seele vorgeſehen ſein. Sie wird nicht drücken, dieſe Kirche, ſondern erheben und befreien. Das Verbindende in ihr wird das Trennende bei weitem überwiegen. Nicht werden unerkannte Kräfte für ſie unbenutzt im Dunkeln bleiben noch verkümmern. Du wirſt dann wieder feſter mit ihr zuſammenwachſen. Du wirſt ſie lieben als ein köſtlich Kleinod. Sie hingegen wird dir den Inhalt geben und die Haltung, die dich herrlich machen müſſen unter den Völkern, ſtark wider alle deine Feinde, und gegründet dein Weſen unter allen Umſtänden, in Freud und Leid, im

Felde und im Frieden unter die starke Hand des wohlerkannten Gottes.

Weiter bedarfst du nichts. —

Wisse nur mit Klarheit, was du willst und wolle nur, was du weißt. Die Zeit ist nicht ungünstig. Gott mit dir. — Es wird dir wohl gelingen. —

Druck von Zürcher und Furrer.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22397 6710

Im gleichen Verlage sind erschienen:

Thiele, Hrch., Kurze Geschichte der christlichen Kirche für alle Stände. 8. broch. 1 Thlr. 11¼ Ngr. oder 2 fl. 24 kr.

— — Sechszehn Predigten, gehalten zu Rom. Mit vorgedruckter Liturgie. 8. 26¼ Ngr. od. 1 fl. 30 kr.

— — Allgemeines christliches Gebetbuch zur Förderung wahrer Gottesfurcht. 16. br. 18¾ Ngr. oder 1 fl.

Die Kirche Christi in ihrer Gestaltung auf Erden. Ein Versuch zur Hebung verschiedener Irrthümer. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr. oder 2 fl.

Ferner sind daselbst so eben erschienen:

Schenkel, Daniel, Stadtpfarrer in Schaffhausen, Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken. Eine Erwiederung auf die neueste Schrift des Herrn Prof. G. G. Gervinus: „Die Mission der Deutschkatholiken."

Ebrard, Dr. A., das Evangelium Johannes und die neueste Hypothese über seine Entstehung. Ein Beitrag zur Kritik der Evangelien. 8. 1845. 1 Thlr. 3 Ngr. oder 1 fl. 56 kr.

— — Zukunft der Kirche. 26 Bogen oder Nummern mit Beilagen. Zweiter Jahrgang. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. Diese Zeitschrift mit dem Kirchenblatt für die reformirte Schweiz von Dr. Hagenbach 3 Thlr. od. 8 fl. 24 kr.

Fröhlich, A. E. Ulrich von Hutten; in 17 Gesängen. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

— — Ueber den Kirchengesang der Protestanten im Allgemeinen, und im Besondern über die Singchöre, die Gesangaufführungen und den Gesangunterricht in der Volksschule.

Geschichte des Jesuitenkampfes in der Schweiz. Von einem Zürcher. 1 Thlr. 21 Ngr. od. 3 fl.

Stockmeier, Pfarrer in Basel. Wann und durch welche Veranlassungen ist das apostolische Symbolum entstanden, und welche Bedeutung hat dasselbe für die Kirche überhaupt und insbesondere für unsere Zeit?

Druck von Zürcher und Furrer.